XVII. Jahrg. Berlin, den 7. November 1908. Nr. 6.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.



Berlin, den 7. November 1908.

Gegen den Kaiser.

Thatbestand.

Am achtundzwanzigsten Oktoberabend stand in der londoner Zeitung The Daily Telegraph ein Artikel, der den Titel „The German Emperor and England“ trug und als personal interview bezeichnet war. Der Verfasser ließ den Deutschen Kaiser in direkter Rede zu einem entamteten britischen Diplomaten sprechen. „Ihr Engländer seid völlig verrückt. Oft und laut habe ich Euch gesagt, daß einer der heißesten Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freundschaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen fremd und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner Worte. Daß Ihr sie mißdeutet und mir nicht glaubt, empfinde ich als eine schwere persönliche Beleidigung. Ein großer Theil Eurer Presse warnt das Volk, die Hand, die ich Euch hinstrecke, zu fassen, und behauptet, meine andere Hand halte einen Britanien bedrohenden Dolch. Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. In breiten Schichten Deutschlands, unten und im Mittelstand, ist die Stimmung Euch unfreundlich. Mit aller Kraft arbeite ich an der Besserung unserer Beziehungen: und Ihr seht in mir den Erzfeind. Während des südafrikanischen Krieges war Deutschland von bitterster Feindschaft gegen Euch erfüllt. Oeffentliche und private Meinung kehrte sich wider England. Was aber that ich? Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen Euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Die Leute waren in Holland und Frankreich bejubelt worden und auch das deutsche Volk hätte ihnen gern Kränze gewunden. Ich aber weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf und

Eure Feinde konnten nichts ausrichten. Als in Südafrika der hitzigste Kampf tobte, forderten die Regierungen von Rußland und Frankreich uns auf, gemeinsam vorzugehen und die Beendung des Krieges zu erzwingen; sie meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne. Ich antwortete, Deutschland werde nie an der Vorbereitung einer Niederlage Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang Englands zu bringen vermöchte. Im Archiv des Schlosses Windsor liegt das Telegramm, in dem ich damals der Königin Victoria den Plan Eurer Feinde und meine abweisende Antwort meldete. Das ist noch nicht Alles. In der Schwarzen Woche (im Dezember 1899), als Eure Fehlschläge sich häuften und ein Brief meiner verehrten Großmutter den tiefen Kummer ihres Gemüthes verrieth, begnügte ich mich nicht mit einer schnell meine Sympathie ausdrückenden Antwort, sondern that noch mehr: ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem Wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands? Aber Ihr sagt, unser Flottenbau bedrohe Euch. Nein: Wir brauchen eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinandersetzung vorbereiten, die im Stillen Ozean (früher, als Manche glauben) nöthig werden wird. Japans rascher Aufstieg und Chinas Erwachen zeigt, welche Aufgaben im Fernen Osten von den europäischen Mächten zu bewältigen sind. Um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein, brauchen wir eine starke Flotte. Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch England sich der Thatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat." Das ist der Hauptinhalt der personal interview. Ein Seitenpfad des Gespräches hatte nach Marokko geführt. Der Kaiser bestritt, daß Deutschlands hastiges Eintreten für Muley Hafid von dem Wunsch bewirkt worden sei, den Westmächten am Atlas den Weg zu sperren, und behauptete, Frankreichs Konsul sei viel früher als Deutschlands von Tanger nach Fez, in die Residenz des neuen Sultans, zurückgekehrt.

Als die Interview (am neunundzwanzigsten Oktober) in Deutschland bekannt wurde, glaubten einfältige Gemüther, Meinung und Wort des Kai-

fers seien gefälscht, entstellt oder mindestens durch groben Vertrauensbruch ans Licht gebracht worden. Die Enttäuschung kam schnell. Wolffs Telegraphisches Bureau und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung übernahmen den Artikel des Daily Telegraph. Damit war der Wortlaut beglaubigt; war auch erwiesen, daß der Kaiser die Verbreitung wünsche. Nun brach der Sturm los; drinnen und draußen. Wuth und Hohn, Geheul und Gelächter im Ausland; überall. (Nur ein paar britische Schlauköpfe, die unsere Machtquellen ganz verschüttet sehen möchten, lobten die friedliche Absicht Wilhelms, der eben doch Britenblut in den Adern habe.) In Deutschland eine leidenschaftliche Empörung, wie sie ein Halbjahrhundert lang nicht erlebt ward; in Nord und Süd; in allen Ständen; auch in der Armee. Niemals war über den Kaiser laut so geredet, nie noch so geschrieben worden. Daß der Reichskanzler von der Interview und von dem Willen zur Veröffentlichung nichts gewußt habe, galt als gewiß. Persönliches Regiment, Absolutismus, impulsives Handeln, romantische Politik, Pflicht des verantwortlichen Berathers: all die alten Leitmotive hörten wir wieder; nur war das Orchester diesmal viel größer und spielte fortissimo. Was wird der Kanzler thun? Er muß gehen. Dem Kaiser sagen, daß solche Ueberrumpelungen den Erfolg des Reichsgeschäftes vereiteln und daß Gewissen und Selbstachtung ihm raschen Rücktritt befehlen. Vielleicht hat er daran gedacht. Sicher seinem Herrn harten Tadel nicht erspart. „Was wollen Sie denn nun wieder von mir? Diesmal habe ich Sie ja sogar gefragt. Und Sie haben die Veröffentlichung gebilligt: unter dem zustimmenden Bericht steht Ihr B." Ungefähr so mag die Antwort gelautet haben. Am letzten Oktoberabend erfuhr der Erdkreis, daß der Kaiser das Manuskript an den Kanzler geschickt und die Veröffentlichung erst gestattet habe, als dessen Zustimmung eingetroffen war; diese Zustimmung stützte sich aber nicht auf eigene Kenntniß, sondern auf ein Gutachten des Auswärtigen Amtes; wenn der Kanzler das Manuskript selbst gelesen hätte, wäre es mit seinem Willen nicht veröffentlicht worden; da er die ihm unterstellten Beamten mit seiner Verantwortlichkeit decken müsse, habe er seinen Abschied erbeten und nach dessen Ablehnung die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Thatbestandes erwirkt, „um ungerechten Angriffen auf Seine Majestät den Kaiser den Boden entziehen zu können". Das stand in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, wurde in alle Erdtheile telegraphirt und trug aus allen uns das Echo fröhlichen Gelächters heim. Wahr oder unwahr, hieß es am nächsten Tag: der Kanzler, unter dem solche Zustände möglich wurden, muß morgen vom Schauplatz verschwinden. Am ersten, am zweiten Novembertag hieb Alles in blin-

der Wuth auf den Kanzler ein. Auf den Liebling der Presse. Der ist an dem ganzen Unheil schuld. Der hat uns Schande und Spott eingebracht. Der muß fort: denn sein Ansehen ist hin und sein Kredit für immer vernichtet. Von dem Kaiser war kaum noch die Rede. Die Meute bellte auf falscher Fährte.

Die Nebenfragen.

Ueber die Unzulänglichkeit der in der Norddeutschen veröffentlichten Erklärung braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Der Autor war offenbar um alles Augenmaß, allen Respekt vor der Muttersprache gekommen. Kopflos. Hat vielleicht auch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Aber nicht (wie noch heute unter Deutschen und Fremden die Mehrheit glaubt) einfach gelogen, sondern den Vorgang so dargestellt, wie ihn die Akten erweisen. Der Kaiser ist in Rominten, der Kanzler in Norderney, der Staatssekretär des Auswärtigen in Berchtesgaden. Unter den Schriftstücken, die aus Ostpreußen an die Nordsee gelangen, ist ein Brief des Gesandten Freiherrn von Rücker-Jenisch, der während der Reisen des Kaisers die internationalen Angelegenheiten vorzutragen und die Verbindung mit dem Kanzler und dem Auswärtigen Amt herzustellen hat. Ein dem Fürsten Bülow verwandter Herr: da, verhieß die Hoffnung, geht gewiß Alles glatt. Er schickt ein Manuskript, dessen Veröffentlichung Oberst Stewart Wortley, der Herr auf Highcliff, als nützlich empfohlen und der Kaiser gebilligt hat, und fragt, „im Allerhöchsten Auftrag", ob der Kanzler etwa Grund zum Widerspruch finde. Keine Andeutung, daß es sich um ein Interview, um besonders Wichtiges handle. (Wußte Freiherr von Rücker-Jenisch nicht, was er weitergab? Mußte er den Vetter nicht auf die Bedeutung der Sache hinweisen? Und diesem im aktiven und im passiven Sinn bequemen Millionär hatte man für nahe Zeit einen Botschafterposten ersten Ranges zugedacht.) Englisch, dünne Blättchen, schlechte Schrift: Fürst Bülow hat keine Lust, den Artikel zu lesen. Was der Kaiser für nützlich und Jenisch mindestens für publizirbar hält, kann zu ernsten Bedenken doch kaum Anlaß geben. Herr von Müller, der das Reich im Haag vertritt und jetzt zur Dienstleistung nach Norderney befohlen ist, erhält den Auftrag, das Manuskript zu Prüfung und Berichterstattung ans Auswärtige Amt zu senden. Wer ist da zuständig? Der Dezernent der Preßabtheilung ist beurlaubt. Der Unterstaatssekretär noch nicht lange im Amt. Als zuverlässigster Aktenkenner gilt in der Politischen Abtheilung Geheimrath Klehmet. Der bekommt Wortleys Blättchen, meint, er solle nur prüfen, ob die Angaben richtig seien, und meldet, er sehe kein Bedenken, das gegen die Publikation spreche. (Ein Beamter, der fast anderthalb Jahrzehnte in der

Politischen Abtheilung ist, würdig befunden ward, in Algesiras am Konferenztisch zu sitzen, dort freilich für seine Bescheidenheit von dem Herrn Tardieu mit verdächtigem Lobspruch gespeist wurde, aber nicht so blind sein kann, daß er eine Bombe für ein Osterei hält. Er mußte merken, was er da vor sich hatte; mußte auch die Lücken und Mängel der Angaben erkennen.) Dieser Bericht, der seinen Verfasser als untauglich zu selbständiger Arbeit erweist, geht nach Norderney. Herr von Müller legt ihn mit dem Manuskript, das er noch immer nicht liest, nicht einmal flüchtig anblättert, zu den für die Unterschrift fertigen Sachen und der Kanzler setzt, ohne zu ahnen, was er thut, unter den nun historischen Namen Klehmet sein B. Erledigt. Norderney-Rominten-Highcliff-London. Die Herren Jenisch, Müller, Klehmet scheinen mir schuldiger als der Kanzler. Hatten sie Angst, sich die Finger zu verbrennen? Scheuten alle Drei den Zorn des Herrn, der sich zwar zu einer Frage bequemen, eine verneinende Antwort aber nicht hören mochte? Wahrscheinlich. Auch den Fürsten Bülow hat mehr als Papier und Schrift wohl die Furcht vor dem Aerger geschreckt, der hinter den dünnen Blättchen lauern konnte. Gewiß wieder ein Versöhnungartikel mit den schönsten Betheuerungen und allzu persönlichem Accent. Nicht gerade angenehm. Wer aber selbst vor ein paar Wochen mit einer englischen Interview so tief ins Fettnäpfchen gerathen ist, kann sich mit seiner Voraussicht publizistischer Wirkungen nicht brüsten. Vielleicht mußte dem Kanzler daran liegen, seinen Herrn (der von der Schweigsamkeit Oesterreichs just verstimmt war und den Empfang Szögyenyis hinausschieben wollte) für wichtige Entscheidungen bei guter Laune zu erhalten. Daß er stumm geblieben wäre, wenn er geahnt hätte, was Wortley ans Licht zu bringen trachtete, darf selbst der Feind ihm nicht zutrauen; selbst der Freund aber, daß er kleinen Konflikten gern ausbiegt. Der Kaiser, ein als Gentleman bekannter Britenoberst, Vetter Jenisch und der Aktennibelung Klehmet: gar so schlimm konnte die Sache nicht sein. Und man muß die Widerstandskraft für den Balkanstreit sparen.

Eine wunderliche Geschichte; keine fürchterliche. Das Merkwürdigste dünkt mich, daß in den Wochen, die zwischen der Rundreise und der Veröffentlichung des Manuskriptes lagen, weder der dem Kanzler verwandte Freiherr von Jenisch noch der dem Preßbureauchef benachbarte Geheimrath Klehmet von dem zu erwartenden Kanalfeuerwerk sprach. Ists nicht der Rede werth, wenn der Deutsche Kaiser sich in direkter Rede an Englands Volk wendet und Staatsgeheimnisse entschleiert? Unbeträchtlicheres spricht sich unter Kollegen sonst schnell herum. Wer hatte hier ein Interesse daran, zu schweigen und den Kanzler ungewarnt zu lassen? Später mag auf solche Fragen geantwortet

werden. Jetzt gehts um Größeres. Die Maßgebenden werden künftig nicht mehr sämmtlich zur selben Zeit verreisen, das Auswärtige Amt wird eine modernere Organisation, die Politische Abtheilung endlich einen Direktor bekommen. Versehen und Dummheiten werden auch dann möglich bleiben. Der Chef war wieder einmal zu sanft. Wollte er die Geschichte in allen fünf Erdtheilen ausschellen lassen, dann mußte er zugleich auch die Leichen der Schuldigen serviren. Aber die Klehmetiade giebt Keinem das Recht, das Auswärtige Amt für ein Narrenhaus, die darin arbeitenden Räthe für Idioten zu erklären. Dieses Geschäft könnten wir unseren Feinden überlassen, gegen deren Wühlarbeit die jetzt Geschmähten in diesem unruhvollen Herbst sich bis zur Krafterschöpfung zu wehren hatten. Uebertragt den Fall ins Journalistische. Der Verleger oder Hauptkapitalist reicht ein Manuskript zur Prüfung ein. Rechnet natürlich darauf, daß es angenommen wird; will aber seine Bescheidenheit und Korrektheit zeigen. Der erste und der zweite Redakteur drücken sich von der Entscheidung weg; weil sie Unheil wittern und sich Jupiters Blitz allzu nah fühlen. Der Nachtredakteur, an den die Prüfungpflicht abgeschoben wird, ahnt, was ihm dräut, und läßt kein Bedenken wach werden. Nach der Veröffentlichung entsteht ein Sturm: und der Chefredakteur sagt (mit gutem Gewissen), wenn der Inhalt des Manuskriptes ihm bekannt geworden wäre, hätte er Kopf und Kragen dran gesetzt, den Druck zu hindern Wir haben Aergeres erlebt. Wer zwei Lustren lang in den höchsten Tönen den Herrn, den Grafen, den Fürsten von Bülow gepriesen hat, darf ihn wegen dieser armsäligen Sache nicht mit verächtlicher Rede zur Thür hinausweisen. (Standen auf den Blättern gar, wie geraunt wird, lobende Randbemerkungen des Kaisers, so ist Alles erklärt.)

Eine armsälige Sache ists. Von den Vertheidigern vorgezerrt, um von der Hauptfrage abzulenken. Höllisch kluge Briten wollten die Veröffentlichung: drum wäre sie mit oder ohne Zustimmung des Kanzlers irgendwo möglich geworden. Und hat denn erst die Veröffentlichung uns geschadet? Nur sie? Jeder patriotische Brite, der Wilhelms Worte hörte, war verpflichtet, sie der Regirung seiner Heimath mitzutheilen. Jeder hätte es gethan. Dann war das Unheil geschehen. Daß es ans Licht kam, war noch das Beste für uns. Denn nun sieht auch die Masse, die allzu lange blind blieb, die Gefahr; und kann sich wehren. Wenn Herr Klehmet nicht Beamter wäre, dürften wir glauben, er habe sich entschlossen, seinem Volk den schwersten, den heilsamsten Dienst zu leisten.

Die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichte Erklärung war ungeschickt, aber nicht feig. Hatte sie wirklich, wie auf hundert Blättern behauptet ward, den Zweck, Angriffe vom Kaiser abzuwehren? „Ungerechte Angriffe“ (so stehts im Text); die voraussetzten, daß der Kaiser die

Meinung des Verantwortlichen nicht erfragt habe. Nur solche. Also Angriffe von der falschen Seite. Die anderen hält der Kanzler nicht für ungerecht, sondern mehrt ihre Wucht noch. Denn er sagt vor allem Volk, daß er der Veröffentlichung des Artikels nicht zugestimmt hätte, wenn ihm der Inhalt bekannt gewesen wäre. Damit ist festgestellt, daß der Kaiser vor Fremden Sätze gesprochen und zur Publikation bestimmt hat, die der Kanzler dem Reichsinteresse schädlich findet. Ungemein schädlich: denn er glaubt, das Versehen seiner Beamten nur durch das Angebot seines Rücktrittes sühnen zu können. Das ist ein Markstein, den der Abendwind nicht umwehen wird. Ist das Ende der Monarchenmystik. Seit dem ersten Novembertag des Jahres 1908 darf kein Deutscher Kaiser aussprechen, daß er von Gottes besonderer Gnade erleuchtet sei. Denn der vierte Kanzler des Reiches hat offen gesagt, daß er von seinen Vortragenden Räthen sicherere Erkenntniß des politisch Nothwendigen und Möglichen fordern dürfe als von dem Träger der Krone. Nach seiner Ueberzeugung mußte Herr Klehmet wissen, daß die von Wilhelm dem Zweiten gesprochenen Worte dem Reichsgeschäft schaden würden. Und weil der Schade so ungeheuer ist, wollte der höchste Chef selbst den Fehler des Untergebenen büßen. Auf der Basis dieser Ueberzeugung haben Kaiser und Kanzler sich geeinigt.

Mußte man danach den Rücktritt des Kanzlers fordern? Fürst Bülow ist kein schöpferischer Geist und hat viele Fehler gemacht; aber aus ihnen gelernt und in den schlimmsten Tagen der Türkenkrisis gegen manche äußere und innere Schwierigkeit sich nicht schlecht gehalten. Er führt wichtige Verhandlungen und dürfte in dieser ernsten Stunde nur weggescheucht werden, wenns ganz unvermeidlich wäre. Der Blick auf die Kandidatenliste weckt keine Sehnsucht. Herr von Mackensen hat sich einst um die Leitung des Tattersall beworben und ist dann ein tüchtiger Corpskommandant geworden. Das beweist noch nicht, daß er ein brauchbarer Reichskanzler würde. Für dieses Amt könnte uns heute der fähigste General nicht taugen, weil er die Gewohnheit, vor dem Allerhöchsten Kriegsherrn stramm, mit der Hand an der Hosennaht, zu stehen, nicht mehr abzulegen vermöchte. Der Herzog von Trachenberg hat im schlesischen Oberpräsidium gezeigt, daß er die Folgen seines Handelns und Unterlassens nicht voraussieht. Fürst Fürstenberg ist ein österreichischer Kavalier: und der erste Beamte des Deutschen Reiches muß doch wohl in Deutschland erwachsen sein. Freiherr von Marschall, den ein starkes Konsortium von seltsamer Mischung stützt, hat in Konstantinopel und im Haag die Hoffnung enttäuscht und würde kaiserliche Wünsche stets eben so fügsam erfüllen wie an dem Tag, da in seinem Zimmer Paul Kayser nach Diktat die Depesche an

Paul Krüger schrieb. Von ihm hat schon Bismarck gesagt, sein Programm bestehe aus den fünf Worten: „In omnibus wie Seine Majestät!" Bessere Männer wären zu finden; würden am Ende aber nicht gesucht. Den Fürsten Bülow muß man morgen vielleicht wieder bekämpfen. Gestern hat er bewiesen, daß er, wenns nicht anders geht, fleißig und muthig sein kann. Spät; doch für diese Abrechnung ist jetzt nicht Muße. Und jede Kanzlerkrisis könnte in den dunklen Tagen der Kaiserkrisis die Aufmerksamkeit nur vom wichtigsten Punkt ablenken.

Die Hauptfrage.

Die Kaiserkrisis ist Allen sichtbar geworden. Seit sechzehn Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmuth zur Wahrhaftigkeit nicht ein Wunder wirke. Seit dem März des Jahres 1890 hatte die mächtigste deutsche Stimme sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausgeahnt? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher Einfluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwischen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Und unzulängliche Rathgeber nisten sich überall ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Britenohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der Interview in dem traurigen Stück deutscher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungrecht des deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammbruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen, die im Landkrieg rathlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimlich wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit bedingte, nach London ge-

meldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl, ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen (überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen, habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätpflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere in Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merkt Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählt den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregiren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slaven, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn. Wenn das Balkangewitter vorbeigezogen ist, werden behende Vermittler in Wien leis anfragen, ob Oesterreich-Ungarn noch Lust habe, allein mit diesem Nachbar im Schmollwinkel zu bleiben. Und vielleicht die Antwort hören, daß die richtige Einschätzung der berliner Diskretion schon aus der Zeit der ersten englischen Interview Wilhelms stamme. Deshalb sei dem Bundesgenossen ja auch über Bosnien und die Herzegowina nichts anvertraut worden.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

❦

Die Unverbesserlichen.

Man mag heute aufschlagen, was man will: eine Tageszeitung, eine Monatsschrift, eine Romansammlung, Biographisches oder Theoretisches: stets die selben Klagen über unsere Schulen. Ich kenne viel von dieser Schulliteratur; aber jeder Tag bringt mir neue Bestätigungen, selbst da wo ich sie gar nicht suche. So schlage ich heute im Bayernland im Wartezimmer eines Zahnarztes mechanisch die erste ausliegende Zeitschrift auf; und mein erster Blick fällt auf einen Aufsatz: „Aus dem Tagebuch eines Lehrers". Ich fange zu lesen an und es drängt mich sogleich, ganze Seiten abzuschreiben.

Der kennt sich aus! Wo mag der Mann im Amt sein? Genau so habe ichs nämlich erlebt. Erlebt so bis in die kleinen Zufälligkeiten hinein. Sonderbar, daß sich die Dinge unter gleichen Umständen auch so ganz gleichartig entwickeln. Leider nennt sich der Lehrer nicht. Auch Das ist typisch. Würde er die Schule im üblichen Feststil loben, so thäte ers gewiß unter Namensnennung; dieses Bekenntniß aber mußte, weil ihm der Makel der Aufrichtigkeit anhaftet, ohne Vatersnamen ins Leben treten. Der Mann schimpft, wie es heute jeder normale Lehrer thut. Er schimpft aus Herzensbedürfniß, aus Ueberzeugung, mit einer wahren Wollust, mit dem Bewußtsein, daß Schimpfen in seiner Lage das einzig Anständige, Nothwendige, Passende ist. Ihn verlangt, den Mann kennen zu lernen, der das heilsame Schimpfen erfunden hat. Er möchte ihm ein Denkmal setzen mit zwei Inschriften: „Dem unbekannten Wohlthäter" und: „Subordination ist das fortgesetzte und mit Erfolg gekrönte Bemühen, dümmer zu erscheinen, als der Vorgesetzte ist". Er schimpft auf das Gymnasium, den ganzen Lehrbetrieb und seine Lebensformen und wollte doch ruhig kritisch die Frage erwägen, die ihm Kummer macht, was wohl das letzte Motiv, der eigentliche Grund eben dieses Hasses gegen das Gymnasium sei. Noch wenige Tage vorher hatte er Eugen Richters Autobiographie ärgerlich weggelegt, weil er auf den Satz stieß: „Hätte ich sonst freie Zeit, alle meine Kraft würde ich darauf verwenden, um wenigstens die heutige Gymnasialjugend befreien zu helfen von einem überkommenen falschen Bildungsgang". Es fiel ihm, dem Lehrer, schwer aufs Herz, daß dem Gymnasium immer deutlicher auch in der „schönen" Literatur die Rolle des Prügeljungen zugewiesen wurde. Er hatte viele Romane dieser Art gelesen. Mathieu Schwann: „Heinrich Emanuel"; Emil Strauß: „Freund Hein"; Hermann Hesse: „Unterm Rad"; auch Bierbaums „Cenacle der Maulesel"; und nun kommt ihm noch das geistvolle „Schülertagebuch" von Walther Unus in die Hände. Er wollte sich anfangs echt oberlehrerisch auch darüber entrüsten, aber bald schimpfte er mit den fingirten Gymnasiasten um die Wette; denn er kann nicht anders: der Mann hat eben einfach Recht, jedenfalls Recht vom Schüler-

standpunkt aus. Cicero? Ein unausstehlicher Schwätzer. Die Anabasis? Einfach zum Rauslaufen öde. Eben solche Ketzereien über Caesar, Vergil, Horaz („warum nicht lieber gleich Opitz?") Die „fürchterliche" Minna von Barnhelm. „Der Geschichtunterricht? Namen und Zahlen. Religionstunde? Staatsdogmen, Religiondogmen, Schuldogmen, lauter heilige Dinge, auf die man so wenig treten darf wie auf die umzäunten Rasenplätze. Memorirsalat mit Salböl." Nun folgt vereintes Schimpfen von Schüler und Lehrer auf den rüpelhaften Ton, den Polizeiton, Kasernenton der Lehrer; Schimpfen auf die Aufsichtbonzen und das System: Zellengefängniß mit Unteroffiziersaufsicht. Summa debetur puero reverentia? Jawohl, Ihr Phrasendrescher! Lernt aber erst einmal mit einem Gymnasiasten sprechen; mit einem jungen Mann aus gutem Haus. Dann Entrüstung über die selbstgefällige Tantenmoral und ihr Gebarm vom „Ernst des Lebens"; als ob das Leben je wieder so freudlos würde wie unter Eurer Obhut in der goldenen Schulzeit. Wuth über die dumme Belehrung: „In Deinem Alter, mein Sohn, hat man überhaupt noch kein Urtheil." Mein Direktor (zwei Ehrenmänner nehmen Das auf ihren Eid) schärfte seinen Primanern ein, vor dem vierzigsten Lebensjahr dürften sie überhaupt nicht selbst denken, sondern hätten den Gedanken der älteren Leute nur nachzudenken. Zum Schluß die Abfertigung: „Es fehlt Ihnen eben am sittlichen Bewußtsein, am sittlichen Wollen, am sittlichen Verantwortungsgefühl." Wir kennen Das jetzt ganz genau: „Mangelnde sittliche Reife!"

Ja, so sind sie! Ich erlebte es genau so; und so schmerzhaft deutlich, daß ichs bis ins Grab nicht vergessen werde.

Vor dreißig Jahren erschienen aus Spencers Education „Aphorismen" und darin die Sätze: „Askese schwindet aus der Erziehung und aus dem Leben. Härte erzeugt Härte, feines Benehmen (gentleness) erzeugt feines Benehmen. Der freie (independent) englische Knabe ist Vater des freien englischen Mannes: Ihr könnt Diesen ohne Jenen nicht haben. Glücksgefühl ist das wirksamste Stärkungmittel. Spiel ist besser als Turnübungen. Der Erfolg in der Welt hängt mehr von der Willensstärke ab als von Gelehrsamkeit. Ueberbildung (over-education) ist stets verderblich."

Aus diesen lapidaren Sätzen spricht das Denken des ganzen englischen Volkes. England hat nicht die Staatsschulen mit ihrer souverainen, bureaukratischen Erziehungweisheit, die dem deutschen Volk wie aus den Wolken herab als Gnadengabe zuertheilt wird; es hat seine volksthümlichen, den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes angepaßten Stadt- und Gemeindeschulen. Die sind, objektiv betrachtet, recht mäßig, aber sie entsprechen genau den Bedürfnissen und Wünschen ihres Volkes. Und Das ist doch wohl die Hauptsache. Daher ist auch England, das theoretisch sich lange nicht so eifrig um Erziehung bemüht wie Deutschland, bei aller Bewunderung vor deutscher Gründ-

lichkeit und Gelehrsamkeit, doch froh bei seiner eigenen schlichteren Praxis. Man ist dort auf sein Erziehungwesen eben so stolz, wie wir über unseres traurig sind. Was England nur an Erfolgen im politischen und sozialen Leben erringt, schreibt es seinen Erziehungsgrundsätzen zu. Erst neulich sagte der Lord Cromer: „Der Deutsche, der Franzose mag gründlicher belehrt sein, aber der Mangel an Kenntnissen des Engländers wird reichlich aufgewogen durch die Fähigkeit, zu regiren, durch die Bereitwilligkeit, Verantwortungen zu übernehmen, durch die Fähigkeit, sich den ungewöhnlichsten Lebenslagen anzupassen. In diesen Fähigkeiten übertrifft der Angelsachse alle anderen Nationen, weil die Atmosphäre der Freiheit, in der er aufwächst, seiner Persönlichkeit eine unverkümmerte Entwickelung verbürgt."

Unsere deutschen Berufserzieher kennen das Alles. Denn sie haben die Briefe von Ludwig Wiese über die englische Erziehung gelesen. Die pädagogischen Schriften von Locke und Spencer sind ihnen, wenn nicht dem Wortlaut nach, so doch aus ihrem Kolleg über Pädagogik oder aus dem Pädagogischen Seminar vertraut Sie haben ein so reiches Wissen, daß gerade dadurch der Wunsch eingeschläfert ist, irgendeine Erkenntniß nun auch selbstthätig in die Wirklichkeit umzusetzen. Das Wissen genügt ihnen. Im Dienst folgt man dann der amtlichen Anweisung und verzichtet klüglich auf den Luxus eigener Ueberzeugungen, die Einen nur in den üblen Ruf bringen könnten, ein unbequemer Untergebener zu sein. Und so schleppt sich unsere alte, müde Pädagogik von Geschlecht zu Geschlecht fort, zum Unsegen der Jugend und des ganzen Volkes. Es bleibt bei Dem, was Paul de Lagarde schon feststellte: „Drei Dinge sind der Ertrag unserer Bildung: schlechte Augen, gähnender Ekel vor Allem, was war, und Unfähigkeit zur Zukunft." Man hat es eben fertig gebracht, die Schule vom Leben zu trennen. Sie erscheint dem Schüler nicht mehr als nothwendige Durchgangsstufe und Vorbereitung, sondern als traurige Zwangs- und Dressuranstalt, die zum Leben nur in lockerer Beziehung steht.

Die höhere Lehrerschaft wird sehr böse, wenn man an ihrem „Idealismus" zweifelt; aber sie muß sich gefallen lassen, daß das Volk sie hart kritisirt, ihre Arbeit meist ablehnt, daß ihr auch von ihren Freunden geringe Betheiligung an der theoretischen und praktischen Erforschung der Kindernatur nicht ohne einen gewissen Tadel nachgesagt werden darf (Wilhelm Münch). Sie verharrt in den starren schematischen Fesseln der Theorie, in der geisttötenden, entmannenden Monotonie ihrer Praxis. Wo Bildung des Gemüthes, Erstarkung der Persönlichkeit Ziel und Pflicht sein müßten, da werden die zarten Triebe der kindlichen Seele immer wieder dem Fabrikbetrieb und dem bureaukratischen Geist sehr fleißiger, sehr pünktlicher und pflichttreuer, aber sehr unfreier und sehr unpersönlicher Erziehungbeamter übermittelt.

In unseren Dutzendschulen heißt es: „Sich schinden und Andere schinden".

Bei uns ist das Schinden Selbstzweck. Man nennt diese Art moderner Asketik „Berufstreue". Die Probekandidaten müssen sie gleich in ihrer ganzen Bitterniß kennen lernen. Da hatte, zum Beispiel, Einer Dienst von acht bis neun Uhr und um ein Uhr ist Konferenz; er fragt den Direktor bescheiden, ob er nicht davon fern bleiben dürfe, denn er wohne eine Stunde weit und verliere den ganzen Vormittag. Na, Der kam schön an! „Verlieren?" Da er doch das Recht und das Glück hatte, in der „Anstalt" weilen zu dürfen! Und als er trotzdem die Frage wagte, was er denn in der Konferenz zu thun habe, da er doch nicht mitsprechen dürfe, erhielt er die knappe Belehrung: „Lernen!"

Auf den Wunsch des Lehrerkollegiums, daß ihm die mechanische Schreibarbeit für die Censuren abgenommen werden möge, erhielt es die Belehrung: „Ich habe als Direktor auch viel zu schreiben und mußte als Oberlehrer auch immer die Censuren mit eigener Hand schreiben." Also der selbe Grundsatz, den unser Anonymus sehr respektlos als „infam dumm" bezeichnet: „Warum sollt Ihr es besser haben als ich?" Wobei noch vergessen bleibt, daß der Direktor nicht zweiundzwanzig, sondern zwölf Stunden giebt und für seine vielleicht größere Arbeit auch höheren Sold bezieht. Aber der Grundsatz lautet den Jüngeren gegenüber stets gleich: „Was? Ihr wollt Erleichterung haben? Uns ist die Jugend auch versalzen und versaut worden; wartet nur, Ihr Bande, wir wollen sie Euch versalzen und versauen. Nichts, gar nichts soll Euch geschenkt werden: jede Dummheit, die an uns verübt worden ist, soll auch an Euch verübt werden. Ihr sollt Staub fressen wie wir. Ihr sollt büffeln, weil wir büffeln mußten. Ihr sollt angeschrien werden, weil wir angeschrien worden sind!" Das nennt man dann Erziehung zur Pflichterfüllung und thut, als ob man selbst daran glaube.

Arbeiten lernen soll das Kind in der Schule, lernen, seine Pflicht thun. Gewiß: Seine Pflicht, nicht Eure, Ihr Unbelehrbaren! Habt Ihr noch nicht gelernt, daß jedes Leben seine eigenen Gesetze in sich trägt und sich durch Eigenbewegung entwickelt? Daß es sich bilden und formen will nach dem noch unverstandenen, dunklen Sinn seiner Natur? Glaubt Ihr wirklich, von außen her mit Euren plumpen Händen Leben formen zu können? Ihr wart so entrüstet, als ich Euch Pflichtbanausen nannte. Ich kann, aller Entrüstung zum Trotz, mir davon nichts abhandeln lassen, und wenn Ihr auch jammert, daß dadurch die Fundamente der Schule ins Wanken geriethen. Eine Pflichterfüllung, die zu Schülerselbstmorden treibt, werde ich stets bekämpfen. Jetzt lese ich, daß Eduard Goldbeck gegen den „Henker Drill" schreibt. Recht so! „Nutzholz, Nutzholz soll Alles werden. Die Bäume und die Menschen! Was kümmert die Welt das Wollen und Sehnen des Lebendigen? Sie nennen es Pflicht. O, diese verfluchte Pflicht! Diese verdammte Lüge und Heuchelei! Giebt es denn eine andere Pflicht für junges Leben, als sich zu entfalten, zu wachsen,

zu blühen, damit einst aus allen Anlagen einmal das Beste werde? Und da konstruiren sie eine Pflicht, die so lahm und so greisenhaft ist wie ihr ganzes Leben, wie all ihr Thun und Treiben!" So klagt Einer, der auch die verhaßte Schule hinter sich ließ, weil er sich nicht weiter die schönsten Lebensjahre verthuen lassen wollte, weil er erkannt hatte, die Schule sei nicht der Weg, der ins Leben führt, die formale Pedanterie der Lehrer nichts Anderes als erstarrte Drillpraxis-Schablone, nämlich Heinrich Emanuel in Mathieu Schwanns Roman.

Ein Glück nur, daß die Einsicht mehr und mehr um sich greift, daß es mit den deutschen Schulen so nicht weiter gehen darf. „Wo ist ein großer und schöpferischer Mensch in dieser Zeit, der seiner Schulzeit nicht flucht?" So fragt Scheffler, Einer der Wenigen, die ein klares, schmerzliches Empfinden von der Unlul ur haben, die uns von Staates wegen aufgezwungen wird, und mit darüber sinnt, wie die verderblichen Fehler unserer Drillanstalten und die gefährliche Macht des Schulmeisters gemindert werden können, „der achtungwerth durch seinen Fleiß ist, seinen Pflichteifer und seine Bedürfnißlosigkeit, schädlich aber durch sein trockenes Philisterthum und die Verkinderung (Gegensatz zu mannhafter Aktivität) seines ganzen Wesens." Der Lehrer, der Pflichtbanause, „verzichtet für sich selbst darauf, ein Handelnder und sich lebendig Hinaufentwickelnder zu sein. Nur für die Anderen ist er da; aber weit entfernt, damit den Idealen ein Opfer zu bringen, verdient er sich eben dadurch den leisen Spott aller Thätigen." Vortrefflich. Mit der Zeit hat die deutsche Schule die beste Volksweisheit für sich in Thorheit umzuwandeln vermocht. Wie aus dem griechischen Gymnasium, einer Bildungstätte körperlicher Tüchtigkeit, das deutsche Gymnasium, eine Brutanstalt für künftige Kanzlisten und Philologen, wurde auch sonst Vernunft zu Unsinn, Wohlthat zu Plage. „Jung gewohnt, alt gethan?" Jung gewohnt, täglich in der Bibel zu lesen, Gebote, Glaubenssätze, Sprüche, Katechismuslehren aufzusagen; und was alt gethan? Bibeln, Katechismus, Gesangbuch und Kirche geflissentlich gemieden. Jung gewohnt, Lessings, Goethes, Schillers Schöpfungen zu studiren, kritisiren, analysiren, paraphrasiren; und was alt gethan? Die Klassiker als Prunkstücke, schön gebunden, Jahre lang unberührt auf dem Bücherbord gelassen. Jung gewohnt, täglich zwei bis drei Stunden den Geist im alten Hellas und Rom spaziren zu führen; und was alt gethan? Die alten Autoren im Waschkorb auf den Boden getragen. Jung gewohnt, von Stunde zu Stunde in strenger Pensenzutheilung und unter fremdem Willen zu arbeiten; und was alt gethan? Auch hier haben wir die Kontraftwirkung: eine Auflehnung aller selbständigen und starken Persönlichkeiten gegen diesen tyrannischen Geist der Erziehung, der genau so wirkt, wie es Spencer geprägt hat: savageness begets savageness; happiness is the most powerful of tonics. Gerade dieser Mangel an happiness bei der aufgezwungenen Menge von Pflichten und Arbeiten hat zur Folge, daß die Jugend mürrisch

und faul wird, unfähig, die Vergangenheit zu verstehen, die Gegenwart freudig zu genießen, noch unfähiger, eine Zukunft herbeizuführen.

Und Das als Schlußergebniß solcher Opfer an Kraft, Zeit und Geld!

Ein süßer Trost ist uns geblieben: wir haben uns in unserer Jugend auch schinden müssen. Und wo liegt nun die Wurzel alles Uebels? Wir haben eine krankhafte Hochachtung vor allem historisch Gewordenen. Wir meinen, daß Alles, was einmal besteht, vernünftig und werth sei, fortzubestehen oder, wie der Gebildete sagt, sich historisch fortzuentwickeln. Ich meine dagegen, es giebt sehr viel Unsinniges, das vernichtet werden muß. Um die historische Entwickelung braucht sich ein thätiger Mensch gar nicht zu kümmern. Die macht sich ganz von selbst. Alles Neue, alles Reformatorische wurde von den Zeitgenossen als Bruch der Tradition empfunden und eben deshalb bekämpft. Die Gegner jeder Neuerung, die Konservativen, brauchen ein solches Schlagwort, ihr Gewissen zu beruhigen. Ihr Eintreten für die historische Entwickelung, bedeutet daher meist: Stillstand. Hätten Christus, Caesar, Konstantin, Karl der Große, Luther, Friedrich, Napoleon, Bismarck auf die historische Entwickelung gewartet, die Weltgeschichte würde ein chinesisches Tempo angenommen haben. Von selbst entwickelt sich nichts. Immer müssen sich Menschen finden, die die Bewegung schaffen, die einer Idee Ausdruck und Realität geben. All die Männer, die wirklich Geschichte gemacht haben, pflegten sich um die Geschichte wenig zu kümmern. Die überließen sie Denen, die zu Haus im Studirzimmer blieben und nach der noch so umstürzenden Kraftleistung des Reformators noch jedesmal herausgefunden und bewiesen haben, daß es so kommen mußte. In unserem Schulwesen zeigt sich diese Beobachtung als eben so richtig wie auf jedem anderen Gebiet.

Luther und seine Helfer brachen die Tradition jäh ab, die der Geistlichkeit alle Erziehung des ungelehrten Volkes überwiesen hatte, und schufen die Volks- und Bürgerschulen. Das thaten sie ohne Anlehnung an ein älteres Vorbild, ganz aus dem Bedürfniß ihrer Zeit heraus. Wir finden diese Entwickelung jetzt sehr vernünftig und datiren von ihr den Aufschwung der Volksbildung und zum großen Theil die Entwickelungmöglichkeit unserer modernen protestantisch-deutschen Kultur. Die historische Entwickelung ist am Besten verbürgt, wenn jede Zeit, unbekümmert um Wünsche, Einrichtungen und Gedanken der Großväter, ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche befriedigt. Wir lassen unseren Vorfahren Alles, was ihnen gehörte. Wir sind fest überzeugt, daß sie besser als wir wußten, wie sie sich ihr Leben zu bauen hatten. Wir haben ihnen dabei nicht hineingesprochen, bitten nun aber auch um die gleiche Rücksicht. Welche Schulen wir heute in Deutschland brauchen, darüber kann uns kein Mensch der Vergangenheit belehren. Das müssen wir selbst und wir allein wissen, weil wir allein die Lebensbedingungen kennen, für die unsere Jugend vorzubereiten ist.

Die Gründung unseres Reiches war ein Bruch der Tradition, ein gewaltiger Sprung in eine neue Welt hinein. Die Schule machte diesen Sprung nicht mit, sondern wartete auf ihre immanente historische Entwickelung. Kein Wunder, daß sie zurückblieb. Das ist die Ursache all der herrschenden Unzufriedenheit und Schulverdrossenheit. Schuf die Neuaufrichtung des deutschen Nationalstaates schon einen neuen Ausgangspunkt für die Entwickelung unseres Volkes, so ist die Zeit doch wieder weiter voraus. Seit Sedan und Paris ist wieder ein neues Menschenalter nachgerückt, für das diese Kämpfe schon der Buchgeschichte angehören. Die inzwischen rastlos arbeitende Entwickelung der Technik, das Wachsthum der Bevölkerung, der leichtere Besitz- und Gedankenaustausch mit dem Ausland durch früher ungeahnte Verkehrsmittel, der Uebergang vieler Staaten vom Ackerbau zur Industrie: all Das hat die Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen völlig umgestattet. Aber die Schulen blieben im Wesentlichen, wie sie gewesen waren. Die Volksschulen zumal. Theobald Ziegler sagt: „Die Schulen stehen regelmäßig auf dem Standpunkt des eben zu Ende gehenden Zeitalters; sie leben in den Ansichten und Ideen der Väter, die ihre Gründer waren; ihre Einrichtungen und Ordnungen stellen im Wesentlichen die Anschauungen der zu Grabe gehenden Generation dar." Wenn Das die Regel ist, so ist unsere Zeit noch hinter dieser Regel zurückgeblieben und Stadtschulrath Kerschensteiner in München hat Recht mit seiner Behauptung, daß die Schulen wohl noch nie so sehr hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind wie jetzt in Deutschland. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb ein dem Kloster entsprungener Mönch ein religiöses Lehrbuch für die deutschen Kinder. Das war damals eine kühne Neuerung, das Entzücken aller Freidenker und Fortschrittsmänner, Aller, die der Zukunft dienen wollten. Dieses Buch, das nun bald sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiern wird, ist noch heute das Hauptlehrbuch der deutschen Volksschulkinder. Zwar ist der Inhalt schon so veraltet, daß die Eltern fast jeden einzelnen Satz daraus für sich ablehnen; zwar ist die Sprache dem heutigen Menschen nur noch schwer verständlich, zumal der Landjugend und den Polenkindern, einerlei: die Kinder müssen die moderig und schimmelig gewordenen Speisen hinunterwürgen. Wie höhnisch würden wir lachen, wenn uns Einer Aehnliches aus Chinas Schulwesen berichtete!

Zu diesem lutherischen Katechismus, den ich am Liebsten nur noch in Staatsbibliotheken sähe, kommen viele gleich veraltete Kirchenlieder von mystischer Ueberschwänglichkeit, mit der eine schlichte Jugend beim besten Willen nichts anzufangen weiß. Alles überlebt. Die Bibelgläubigkeit dankt ihr Dasein nur noch dem zähen Beharrungsvermögen, dem Gesetze der Trägheit. Es ist ein rein äußerlich angepredigtes und vom Schulmeister eingeprügeltes Denken und Reden. Man bleibt dabei, weil man zu bequem für einen Kampf ist oder weil man ein aufgeklärtes Volk fürchtet. „Es ist einleuchtend genug", schrieb

Preußens großer König, „daß die Regierung schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat . . Sobald jede Art, Gott zu verehren, frei ist, herrscht überall Ruhe." Heute findet unser preußisches Kultusministerium diesen Gedanken zu modern, zu umstürzlerisch und kehrt zurück zur Praxis des Mittelalters, das religiöse Toleranz nicht kennt. Während die Lehrer Trennung von Kirche und Schule fordern, besteht Minister Holle darauf, daß in der Schule Staat und Kirche zu ihrem Recht kommen, daß unverrückbar das Ziel feststehe: Erziehung eines christlichen, königtreuen und vaterländischen Geschlechtes". Als Mittel: Vermehrung des Religionsunterrichtes auf Kosten des Deutschen. (So geschehen in Wiesbaden.) Und der Erfolg? Eine unreligiöse, antinationale Sozialdemokratie.

Veraltet ist der ganze Sprachbetrieb unserer Schulen, der, statt von der lebendigen Kindersprache, von der starren Grammatik ausgeht; veraltet ist das Wortwissen, der Gedächtnißdrill, der ganze Formalismus; veraltet der ganze Bildungbegriff mit seiner Hochachtung vor der Vergangenheit; veraltet die Schuldisziplin und Schulmoral, der unerbittliche Lehrplan mit seiner strengen Pensenvertheilung, die paragraphenreiche Schulordnung, der Rohrstock und Arrestzettel.

Der Schulorganismus müßte also ganz neu, nach den Gesetzen der Psychologie aufgebaut werden. Das Schulziel ist bedingt durch die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. Es hat sich zu richten auf moralische, geistige, soziale und praktische Vorbereitung für das öffentliche Leben. Das beste Mittel, alle gesunden Kräfte zu entwickeln, ist werkthätige Arbeit, besonders im Freien. Dadurch erwirbt das Kind Sachkenntniß, lebendige Naturanschauung, Befriedigung des Wissenstriebes, lernt selbständig denken, urtheilen, sprechen, empfinden, gewinnt Staunen vor den Wundern der Schöpfung, Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen (Religion), gewinnt Naturliebe, Heimathliebe, Vaterlandliebe; dazu gesunde Sinne, Kraft, Gesundheit, Schönheit und Lebensfreudigkeit. So haben wir Reformer es schon seit Jahren gefordert.

Aber die Unverbesserlichen wissen nichts davon und unverrückbar bleiben ihnen die Ziele der preußischen Schule: Abrichtung zum Christenglauben, zur Fürstentreue, zur Vaterlandliebe. Das wäre zu erreichen, wenn man es nicht so geräuschvoll erstrebte, sondern frei wachsen ließe. Aber schon gilt es vielen deutschen Eltern gar nicht mehr als durchaus erstrebenswerth. Diese meinen, die Schule solle ihnen gesittete Menschen erziehen, nicht nur christliche. Fürstentreue aber ist eben so wenig lehrbar wie Vaterlandliebe. Diese zarten Regungen der freien Seele entziehen sich der plumpen Dressurtechnik. Auch besteht kein Bedürfniß nach mehr Menschen von der Sorte, die Paul de Lagarde als Hurracanaille bezeichnete. Sein Warnruf blieb leider unbeachtet, aber seine Voraussage, daß aus den Schulen, die man zu Brutstätten eines lauten Pseudopatriotismus gemacht habe, keine Männer erwachsen würden, ist traurig in Erfüllung gegangen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Rußlands Bahnbau in Sibirien.

Die Sibirische Bahn, das großartigste verkehrstechnische Unternehmen im weiten Zarenreich, ist mit russischem Geld von der russischen Regirung gebaut worden; sogar die verwendeten Materialien mußten, so weit es möglich war, russischen Ursprunges sein und als Beamte und Arbeiter durften nur Russen angestellt werden. Was diese Vorschrift zu bedeuten hatte, erkennt man aus der Thatsache, daß 6000 Beamte und 100 000 Arbeiter an dem Bahnbau beschäftigt waren. 5400 Kilometer Schienenweg in einem entlegenen, rauhen, auf weite Strecken sehr schwierigen, vielfach stark coupirten Gelände wurden in dem kurzen Zeitraum von neun Jahren fertiggestellt; der bis dahin schnellste Bahnbau (die erste kanadische Pacificbahn mit 4700 Kilometern) hatte zehn Jahre gedauert.

Ein kaiserliches Handschreiben vom siebenzehnten März 1891 ordnete den Bau der „Großen Sibirischen Bahn" an. Am letzten Maitag des selben Jahres that dann in Wladiwostok der Großfürst-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch den ersten Spatenstich. Im September 1897 konnte der östlichste Theil der geplanten Linie, die 721 Werst lange Ussuribahn von Wladiwostok nach Chabarowska, dem Betrieb übergeben werden. Anfang 1898 wurde der 3048 Werst lange westliche Theil von Tscheljabinsk, der Anschlußstation ans europäische Bahnnetz, bis nach Irkutsk eröffnet, die eigentliche „Sibirische Bahn"; 1899 fuhr man von Moskau schon bis an den Baikalsee und Ende 1899 sogar mit der „Transbaikalbahn" bis Stretensk, 1069 Werst hinter Irkutsk; für die Fahrt über den 64 Kilometer breiten, im Süden von steilen Felsgebirgen umrahmten Baikalsee wurden damals noch Dampffähren benutzt. Als die Sibirische Bahn so weit fertig war, sahen die politischen Zustände in Ostasien schon anders aus als 1891. Deshalb wurde der Plan, so weit der östliche Theil der Bahn in Frage kam, geändert. Die Bahn sollte anfangs über Stretensk durch das Schilka- und Amurthal nach Chabarowsk laufen und dort in die schon fertige Ussuribahn einmünden. Jetzt aber bot sich eine Gelegenheit, Wladiwostok auf einem kürzeren Weg zu erreichen, durch den die Ussuribahn (wenigstens für den Verkehr nach Europa) überflüssig wurde.

Denn am achten September 1896 hatte Rußland, das längst begehrlich auf die Mandschurei und insbesondere auf die Kwantung-Halbinsel mit dem wichtigen Port Arthur blickte, mit der chinesischen Regirung einen Vertrag über den Bau der „Chinesischen Ostbahn" abgeschlossen, die von einer Station der Transbaikalbahn quer durch die Mandschurei an die Ussuribahn führen sollte; dadurch wurde die Amurbahn unnöthig. Die Chinesische Ostbahn war ein rein russisches Unternehmen, das von der Russisch-Chinesischen Bank finanzirt wurde. Sie begann an der russisch-chinesischen Grenzstation Mandschuria und führte, 1440 Werst lang, bis zur Grenzstation Pogranitschnaja. Beide Endpunkte waren anfangs zwar nicht als Stationen der Sibirischen Bahn in Aussicht genommen; aber der Anschluß an die bereits fertigen Theile der Transbaikal- und der Ussuribahn wurde durch kurze Verlängerungen erreicht: von der Transbaikalbahn zweigte eine 324 Werst lange Anschlußstrecke bei der Station Karinskaja nach Mandschuria ab und eine 91 Werst lange neue Bahn Pogranitschnaja-Ketrizewo stellte die Verbindung der Chinesischen Ostbahn mit der Ussuribahn her. Die neu zu bauende Bahnlinie Karinskaja-Ketrizewo war also 1855 Werst lang. Da nun die ganze Amurbahn und auch Theile der Trans-

baikal- und der Ussuribahn überflüssig wurden, verkürzte sich die auf 6858 Werst veranschlagte Sibirische Bahn um 1332 Werst, also fast um den fünften Theil.

Der Bau der „Chinesischen Ostbahn" wurde am ersten Oktober 1898 begonnen, am einundzwanzigsten Oktober 1901 beendet. Inzwischen hatte aber Rußland seine expansiven Wünsche in Ostasien weiter erstreckt. China hatte die Kwantung-Halbinsel mit Port Arthur und Talienwan an Rußland „auf eine Frist von fünfundzwanzig Jahren" abgetreten und erlaubt, daß von der Kwantung-Halbinsel eine Bahnlinie durch die Mandschurei an die Chinesische Ostbahn herangeführt werde. Diese neue Linie, die „Südmandschurische Bahn", wurde sogleich in Angriff genommen und war bereits Ende 1902 bis Port Arthur betriebsfähig. Sie hat eine Länge von 980 Werst und zweigt in Charbin von der Ostbahn ab.

Bis dahin hatte sich die ostasiatische Politik Rußlands nach Wunsch entwickelt; in wenigen Jahren waren große Fortschritte gemacht worden, die von höchster Bedeutung für die Zukunft sein konnten, und der neuerworbene Besitz schien fortifikatorisch und verkehrstechnisch gesichert. Der Krieg gegen Japan vereitelte alle Hoffnungen. Im Feuer von Liaujang, Mukden, Port Arthur und Tsushima brach die russische Herrschaft auf der Kwantung-Halbinsel zusammen und auch dem russischen Eindringen in die Mandschurei wurde ein Riegel vorgeschoben. Daß Rußland dennoch in Portsmouth einen leidlich ehrenvollen Frieden erzielte, hatte es im Wesentlichen seiner Sibirischen Bahn zu danken, die ihm ermöglichte, rasch immer neue Menschenmassen auf den Kriegsschauplatz zu werfen und dem erschöpften Japan noch lange den Ertrag des Sieges zu bestreiten. Während des Krieges hatte sich die Sibirische Bahn als ein kaum zu überschätzender Besitz erwiesen. Die zwei Milliarden Mark, die Rußland vor dem Krieg in seine ostasiatische Unternehmung (Bahnbauten, Hafenanlagen, Flußregulirungen, Straßenbauten und so weiter) hineingesteckt hatte, waren kein zu hoher Einsatz. Während des Krieges war es auch gelungen, die Unterbrechung des Schienenstranges am Baikalsee zu beseitigen und die Dampffähre auszuschalten (die man übrigens während des langen sibirischen Winters 1903/04 durch eine direkt über die weite Eisfläche des Sees führende Schienenverbindung ersetzt hatte). Die Baikalbahn durchbrach in einer Gesammtlänge von 243 Werst das schwierige Terrain am Südufer des Sees und überwand die zahllosen Gebirgsbäche und steilen Felsschluchten mit Hilfe von 33 Tunnels und 210 anderen Kunstbauten (Brücken, Ueberführungen), so daß genau auf je einen Werst durchschnittlich ein Ingenieurwerk dieser Art entfiel. Nach siebenjährigen Vorarbeiten hatte man im Frühjahr 1902 den Bau der Baikalbahn begonnen; im Herbst 1904, während des Krieges, wurde das imposante Werk, das mehr als 210 Millionen Mark gekostet hatte, vollendet.

Der Werth der Sibirischen Bahn hat sich in Friedenszeiten nicht minder deutlich als im Kriege gezeigt. Die ganze civilisirte Welt kann sich der Verkehrserleichterung freuen. So wird die Post zwischen West- oder Mitteleuropa und Ostasien jetzt meist über die Sibirische Bahn geleitet, weil dieser Weg um mindestens eine Woche kürzer ist als der durch den Suezkanal oder über Nordamerika. Auch der Passagierverkehr zwischen Europa und Ostasien wendet sich mehr und mehr der Sibirischen Bahn zu, weil die Reise da kürzer und billiger ist; selbst verwöhnte Reisende ziehen die Landlinie dem alten Seeweg vor, auf dem die Reise fast um das Dreifache theurer ist als in der Ersten Klasse der Sibirischen Bahn, die den

modernsten Reisekomfort bietet. Die guten Leistungen des Bahnbetriebes haben das Mißtrauen verscheucht und man darf annehmen, daß der Menschen- und Güterverkehr auf dieser Strecke rasch zunehmen wird. Von den auf diesem Weg beförderten Frachtgütern sind 42 Prozent Getreide aus dem westlichen und mittleren Sibirien, das über die russischen Ostseehäfen ins Ausland geht; auch Fleisch, Geflügel und Butter werden in gewaltigen Mengen von der Bahn aus dem Land geführt; im Durchgangsverkehr nach Europa ist der chinesische Thee besonders wichtig.

Dem Zarenreich sichert die Sibirische Bahn das unentbehrliche Mittel zur Erschließung und Kultivirung seines großen asiatischen Länderkomplexes; sie ist die bisher einzige große Verkehrsader, um die Massen der sibirischen Bodenschätze nutzbar zu machen. Jetzt kann nicht mehr, wie früher so oft, in der Gegend des Baikalsees das Getreide auf dem Feld verfaulen, weil die Bauern in der ungemein fruchtbaren Gegend, wenn sie ihren eigenen Bedarf gedeckt haben, nicht wissen, was sie mit dem Ueberfluß an Himmelssegen beginnen sollen, und sich deshalb die Mühe des Erntens ersparen, während andere Theile des weiten Reiches und vor Allem das vielfach getreidearme Ostsibirien vielleicht unter Hungersnoth leiden. Jetzt kann auch der ungeheure Holzreichthum der riesigen sibirischen Wälder ausgenützt werden, wenn Europa Holz braucht. Und endlich kann man auch an eine rationelle Ausbeutung der sibirischen Mineralager denken.

Die Leistungsfähigkeit der bisher nur eingleisig ausgebauten Sibirischen Bahn wird natürlich wachsen, sobald der zweigleisige Ausbau von Tscheljabinsk bis Mandschuria beendet ist, den ein im Jahr 1908 der Duma vorgelegter Gesetzentwurf fordert und für den 377 Millionen Mark verlangt werden. Nach der Vollendung des zweiten Gleises soll, so hofft man, die Reise von Paris nach Wladiwostok nur noch zehn Tage dauern.

Von der strategischen Bedeutung der Sibirischen Bahn und der anderen russischen Bahnbauten in Ostasien war schon die Rede. Die Verhältnisse haben sich freilich seit dem Friedensschluß in einer für Rußland recht unbequemen Weise geändert. In Portsmouth hat Rußland außer seinem „Pachtgebiet“ auf der Kwantung-Halbinsel auch den südlichen Theil der Südmandschurischen Bahn, bis zur Station Kwang-tschöng-tsu, an Japan abgetreten; außerdem verpflichteten sich beide Theile, die in der Mandschurei befindlichen Eisenbahnen nicht für ihre strategischen Maßnahmen zu benutzen. Steht nun auch diese Bestimmung für den Fall eines zweiten Krieges zwischen Rußland und Japan nur auf dem Papier, so ist sie doch für die russische Regirung nicht gerade bequem. Noch unangenehmer mußte ihr der Uebergang eines Theiles der Südmandschurischen Bahn an Japan sein, denn dieser Schienenstrang, dessen Anlage strategische Rücksichten empfahlen, dient nun dem Feind und würde im Kriegsfall den Japanern erleichtern, an die Chinesische Ostbahn heranzukommen und Wladiwostok und das Ussuri-Gebiet abzusperren.

Die militärische Unsicherheit der Lage hat Rußland bestimmt, eine neue Bahnverbindung mit Wladiwostok anzustreben, die ausschließlich russisches Gebiet berühren sollte. Man kam auf das alte Projekt der Amurbahn als des Verbindungsgliedes zwischen der Transbaikal- und der Ussuri-Bahn zurück. Natürlich hätte eine solche Bahn fast nur strategischen Werth; in Friedenszeiten wird der Verkehr von und nach Wladiwostok die viel kürzere Linie der Chinesischen Ostbahn vorziehen. Wegen der ungenügenden Rentabilität wollte sich auch kein Unternehmer

zum Bau und Betrieb der Amurbahn bereit finden, obwohl die russische Regierung, wider ihre sonstige Gewohnheit, auch das Ausland zum Wettbewerb aufforderte. Da mußte also wieder der Staat eingreifen. Die revolutionäre Bewegung und der schlechte Zustand der Finanzen verzögerten den Bau; erst im November 1906 hat der Ministerrath die Mittel bewilligt. Die Absicht, die Amurbahn vom Endpunkt der Transbaikalbahn, Stretensk, zunächst durch das Schilkathal nach Petrowskaja und dann am Amur entlang über Blagoweschtschensk nach Chaborowska zu führen, ließ man aus militärischen und finanziellen Gründen fallen. Die Bahn soll jetzt schon in Nertschensk von der Transbaikalbahn nordwärts abzweigen und etwa 150 Werst nördlich vom Schilka- und Amurthal nach Chaborowska führen, wobei sie außer verschiedenen Nebenflüssen des Amur auch das Chingan-Gebirge überwindet, Petrowskaja und Blagoweschtschensk rechts liegen läßt und den Hauptstrom vor Chaborowska überhaupt nur an einer Stelle, bei Paschkowo, berührt. Das wichtige Blagoweschtschensk wird vermuthlich durch eine Zweigbahn an die Hauptlinie angeschlossen werden; doch sind für den östlichen Theil der Amurbahn die endgiltigen Baupläne noch nicht beschlossen. Die Kosten der 1884 Werst langen Bahn werden rund 375 Millionen Mark betragen. Der Westabschnitt bis zum Sejathal soll 1911, der Ostabschnitt bis Chaborowska 1912 fertig sein. Dieser Bahn will man sogleich zwei Gleise geben. Duma und Reichsrath haben dem Vorschlag der Regierung zugestimmt. (Zu den vielen gewichtigen Gegnern des Planes gehört Graf Witte.) Doch hat die Duma die Bedingung gestellt, daß nur russische Ingenieure, Beamte und Arbeiter beim Bahnbau beschäftigt werden und auch das Material aus Rußland stamme. Einstweilen hat die Bahn, wie erwähnt wurde, nur militärische Bedeutung; auch für die Wirthschaft aber wird sie von Jahr zu Jahr werthvoller werden. Wie die meisten Gebiete Sibiriens besitzt nämlich auch das Amurthal Naturalschätze aller Art, die aber bisher zum weitaus größten Theil unverwerthet bleiben mußten, weil eben die Möglichkeit fehlte, sie billig und bequem zu transportiren und dem Welthandel zuzuführen. So ist der außerordentliche Fischreichthum des Amur bisher ohne nennenswerthen Nutzen geblieben; die Vorkommen von Kohle, Eisen und Graphit in der Amurgegend, in der gewiß auch eine abbauwürdige Goldmenge zu finden ist, haben, wegen der schlechten Transportverhältnisse, noch keinen Unternehmer angelockt; der fruchtbare Boden, der eben so gute Ernten verspricht, wie man sie in West- und Mittelsibirien vielfach erzielt, trägt heute nur wenig Getreide, weil man für die über den lokalen Bedarf hinausgehenden Mengen keine Verwendungmöglichkeit hätte. Der Wasserweg genügt nur für einen bescheidenen Frachtverkehr, obwohl der stattliche Amur und auch der viel wasserärmere Schilka im Sommer dem Auge eine ansehnliche Schiffahrt und im Winter eine prachtvolle Schlittenstraße bietet. Auch zwei Landstraßen, welche die russische Regierung vor mehreren Jahren (von Stretensk nach Blagowenschtschensk und von Chabarowska bis zur Stanize Michailo-Ssemenowskaja) anlegen ließ, tragen zur wirthschaftlichen Hebung des Amurdistriktes nur wenig bei. Alle Hoffnungen richten sich deshalb auf die Amurbahn. Vielleicht ist die Thatsache, daß sich in den letzten Jahren immer mehr Japaner im Amurdistrikt ansiedeln, der beste Beweis für die Wichtigkeit dieser Provinz. Als sicher darf man annehmen, daß in vier bis fünf Jahren, wenn die Amurbahn fertig ist, von Chaborowska aus, wo die Bahn vom Amurthal rechts abschwenkt und in die nach Wladiwostok führende Ussuri-Bahn über-

geht, eine weitere Zweigbahn amurabwärts bis zur Mündung geführt werden wird, in deren Nähe die russische Hafenstadt und starke Festung Nikolajewsk liegt. Auch aus diesem noch unbedeutenden Ort kann, trotz seiner Lage an einer fast sechs Monate lang vereisten Flußmündung, im Lauf der Zeit Etwas werden.

Das Selbe darf man (wenn man von den ungeheuren Tundren des arktischen Nordens absieht) von fast allen sibirischen Bezirken sagen, in die eine Eisenbahn geführt wird. Fast überall sind Mineralien, thierische Produkte, Getreide und Holz in ungeheuren Mengen zu ernten, zu erjagen und zu ergraben. Auch im Ausland verbreitet sich diese Erkenntniß immer mehr und zieht unternehmungslustige Männer in das zwar rauhe und eisig kalte, aber zu Unrecht vielfach als unwirthlich verschriene Land. Da ist zunächst der oft erörterte, jetzt als ausführbar erkannte amerikanische Plan, Amerika und Asien durch eine Bahn zu verbinden, die von der nördlichsten Station der Sibirischen Bahn, Kansk, im Westen des Baikalsees, nach Nordosten abzweigen, über Jakutsk und durch Nordostsibirien nach der Tschuktschen-Halbinsel und der Beringsstraße verlaufen, unter dieser Straße in einem Tunnel hingehen, Alaska und Kolumbien durchqueren und in Vancouver Anschluß an die transkontinentale Bahn Kanadas finden soll. Der Plan schien dem ersten Blick abenteuerlich. Die Bahn müßte in Sibirien ja durch beinahe menschenleere, unkultivirte Gebiete gehen, durch die Sumpflandschaften der ungeheuren nordsibirischen Tundren, durch Gegenden, die klimatisch zu den ungünstigsten der ganzen Erde gehören; nah bei Jakutsk, das von der Bahn berührt werden soll, in Werchojansk liegt der Kältepol der Erde, wo das Thermometer im Winter manchmal auf — 70 Grad Celsius fällt, während im Sommer die Hitze bis zu + 40 Grad steigt; ferner führt die Bahntrace durch das rauhe Stanowoj-Gebirge, das wegen seines fürchterlichen Klimas während des größten Theils des Jahres überhaupt nicht passirbar ist, und durch die Tschuktschen-Halbinsel, die klimatisch vielleicht noch ungünstiger gestellt ist als das seiner strengen Winter wegen berüchtigte Nachbarland Alaska. Was erwartet man von einer solchen Bahn, der sich ein Reisender doch freiwillig kaum anvertrauen wird? Wie kann man hoffen, daß die 1100 Millionen Mark, auf die man den Bau der 7500 Kilometer langen Bahn und des Tunnels unter der Beringsstraße veranschlagt, sich jemals auch nur annähernd rentiren werden? Und warum greifen die Russen nicht mit beiden Händen zu, wenn amerikanische Unternehmer solchen Bahnbau anbieten, der Rußland selbst keinen Pfennig kosten soll?

Wer diese Fragen beantworten will, muß bedenken, daß der Norden und besonders der Nordosten Sibiriens ein an Mineralien aller Art ungewöhnlich reiches Land ist und daß die Tschuktschen-Halbinsel vielleicht noch mehr Gold birgt als Alaska. Am Oberlauf der Lena und des Jenissei, an der oberen Tunguska und am Witim wird heute schon viel Gold gewonnen (zwei Drittel der gesammten Jahresproduktion Rußlands); diese Ausbeute läßt sich noch beträchtlich steigern. Am Unterlauf der Lena hat man ferner große Kupfer- und Kohlenlager entdeckt, die bisher nur aus Mangel an Transportmitteln nicht ausgebeutet werden konnten. Dazu kommt der unerschöpfliche Waldreichthum Sibiriens, dem in der nördlichen gemäßigten Zone nur die Wälder Kanadas an Ergiebigkeit verglichen werden können.

Die einzige Bedingung, die den Russen von den Amerikanern gestellt wird, ist die Ueberlassung eines 24 Kilometer breiten Landstreifens auf beiden Seiten der Bahn zur beliebigen Verwendung, auch zur bergmännischen Ausbeutung. Die For-

derung scheint bescheiden: ein 24 Kilometer breiter Streifen eines zur Zeit ganz werthlosen, unbenutzten Landgebietes als einzige Kompensation für einen Bahnbau von Milliardenwerth. Doch die Amerikaner wissen, welche Schätze dieses Land birgt. Seit Jahren haben sie ihre Ingenieure zum Studium des Landes und zur Erforschung der „geeignetsten“ Bahnlinie hinausgesandt; und wenn sie jetzt mit allen Mitteln danach streben, 1100 Millionen Mark für das Projekt hinauszuwerfen, so kennen sie sicher ganz genau den Gegenwerth. Eine viele tausend Kilometer lange Bahn und einen Unterseetunnel von geradezu märchenhaften Dimensionen baut man an der Grenze des Polarkreises nicht ins Blaue hinein. Daß vom Passagierverkehr auf absehbare Zeit hier nichts zu erwarten ist, weiß der Yankee genau; aber er möchte wohl gern noch einmal ein Geschäft machen wie bei der Erwerbung Alaskas, aus dem er jetzt in jedem Jahr allein an Gold fast den ganzen Kaufpreis herauswirthschaftet, der 1867 für die Ueberlassung des Landes an Rußland bezahlt wurde (7 Millionen Mark). Ob Amerika mit dem Bau dieser sibirischen Bahn nicht vielleicht auch noch politische Absichten von der selben Art verfolgt, die es bei der Erwerbung der Philippinen hegte? Die Möglichkeit wirthschaftlicher Invasion in Ostasien wäre mit höherem Preis nicht zu theuer bezahlt.

In Rußland ahnt man wohl den wahren Beweggrund, der das amerikanische Konsortium zu seinem lockenden Anerbieten treibt, und vermuthet mit Recht, daß die Ueberlassung des Landstreifens den Amerikanern die Hauptsache ist. Deshalb blickt man einstweilen aus kühlem Auge auf den Plan. Im Sommer 1907 hat der Zar die Konzession rundweg verweigert. Trotzdem kann es natürlich noch zu einer Verständigung kommen. Der interessanteste Theil dieser Sibirien-Alaska-Bahn wäre der Tunnel unter der Beringsstraße. Ein solcher Tunnel unter dem Meer ist bisher noch nirgends gebaut worden. Daß nun an der Grenze des Polarkreises, in unwirthlichster, kulturferner Gegend ein Unterseetunnel von nicht weniger als 60 Kilometer Länge als erster der Welt entstehen soll, ein Tunnel, der nur auf den beiden mitten in der Beringsstraße gelegenen Diomedes-Inseln unterbrochen würde, zeigt, mit welcher Kühnheit die Amerikaner vorgehen.

Die Sibirien-Alaska-Bahn hätte mit den größten klimatischen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Doch würde sie den eigentlichen Polarkreis nirgends überschreiten oder erreichen; auf der Tschuktschen-Halbinsel käme sie ihm freilich sehr nah. Man kann sie daher, streng genommen, noch nicht zu den eigentlichen arktischen Bahnen rechnen, zu denen man doch, neben den kurzen Bahnlinien in Alaska, auch die bisher nördlichste Bahn der Erde, die Ofotenbahn in Norwegen, rechnen muß, obwohl diese klimatisch viel günstiger gestellt ist als die nicht-arktischen Bahnen Sibiriens. Aber auch in Sibirien wird es demnächst eine rein arktische Bahn geben, die dann die nördlichste der Erde sein wird; denn wenn sie sich auch nirgends so weit nach Norden erstreckt wie die Ofotenbahn in ihrem einen Endpunkt Narvik, so liegt sie doch im Durchschnitt nördlicher und reicht, im Gegensatz zu ihr, nirgends unter den Polarkreis hinab.

Ein in Rußland sehr bekannter Großunternehmer, der Ingenieur Knorre hat die Konzession zum Bau der „Polar-Uraleisenbahn“ erhalten, die durch die nördlichsten Ausläufer des Ural einen Schienenweg von Pustozersk an der Mündung der Petschora nach Obdorsk an der Mündung des Ob bieten wird. Die ganze Bahnlinie ist nur 400 Werst lang; daß sie bisher, obwohl sie seit Jahrzehnten ge-

bricht sogar in lautes Gelächter aus über diese „Narretei“ und bezeichnet die Theorie von der Bewegung der Erde als „völlig lächerlich“, παντ γελοιότατον. Dieser Ausspruch wirkt ganz drastisch. Man sieht förmlich einen feisten Domherrn sich schütteln und winden über eine so spaßige Zumuthung. Gott, ist Das komisch! Die Erde dreht sich! Die Pythagoräer sind geschlagen: ihr eigenes Haupt ist verdreht.

Sokrates muß den Schierlingsbecher leeren, weil er den Aberglauben seiner Zeit abgeschüttelt hatte. Anaxagoras wird verfolgt, weil er die Behauptung aufstellt, die Sonne sei größer als der Peloponnes. Zweitausend Jahre später wird Galilei verfolgt, weil er die Größe des Weltsystemes und die unbedeutende Kleinheit unseres Planeten lehrt. Mit langsamen Schritten geht es auf der Suche nach der Wahrheit vorwärts: und die menschlichen Leidenschaften und die herrschende Blindheit bleiben sich in allen Zeiten gleich.

Trotz allen sich häufenden Beweisen der modernen Astronomie ist aber der Zweifel noch immer nicht vertilgt. Haben wir nicht in unseren Bibliotheken aus dem Jahr 1806 ein Werk, das gegen die Bewegung der Erde eifert und dessen Verfasser erklärt, er werde nie zugeben, daß sich die Erde „wie ein Kapaun am Bratspieß“ dreht? Dieser gute „Kapaun“ war übrigens ein Mann von Geist (was ja Unwissenheit nicht ausschließt) und Mitglied des Institutes, Mercier mit Namen, bekannt durch sein Tableau de Paris, und gerade ihm hätte man wirklich ein richtiges und umfassenderes Urtheil zutrauen können.

Ich selbst wohnte einst einer Sitzung der Académie des Sciences bei. Es war an dem denkwürdigen Tag, da der Physiker Du Moucel den versammelten Gelehrten den Phonographen Edisons vorführte. Als der Apparat, nach beendeter Erklärung, nun zu reden begann, erhob sich einer der Akademiker, ein älterer Herr; durchdrungen von klassischer Bildung, voll edler Empörung über die Frechheit des Neuerers, stürzte er sich auf den Vertreter Edisons, packte ihn an der Gurgel und schrie: „Sie Schuft! Glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum Besten halten!“ Es war Monsieur Bouillaud. So geschehen am elften März 1878. Sechs Monate später, am dreißigsten September, in einer ähnlichen Sitzung, hielt es Monsieur Bouillaud für seine Pflicht, nach einer eingehenden Prüfung des Apparates die Erklärung abzugeben, er sei überzeugt, daß es nur eine geschickte Bauchrednerei sei; „man könne doch unmöglich annehmen, daß ein schäbiges Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme wiedergeben könne.“ Seiner Meinung nach war also der Phonograph nichts als akustisches Gaukelspiel.

Als Lavoisier die Luft in ihre Bestandtheile zerlegte und entdeckte, daß sie vornehmlich aus zwei Gasen, dem Sauerstoff und dem Stickstoff, besteht, rief diese Entdeckung einen Sturm der Entrüstung hervor. Ein Mitglied der Académie des Sciences, der Chemiker Baumé (Erfinder des Aräometers) hielt an der alten Wissenschaft der vier Elemente unbeirrt fest und eiferte lehrhaft: „Die Elemente oder Grundtheile der Körper sind von den Physikern aller Jahrhunderte und aller Nationen erkannt und festgestellt worden. Es ist nicht zulässig, daß die Elemente, die seit zweitausend Jahren als solche erkannt sind, heute in die Kategorie der zusammengesetzten Substanzen eingereiht werden; und man darf das Verfahren, Luft und Wasser in seine Bestandtheile zu zerlegen, ruhig als unsicher hinstellen; ganz absurdes Geschwätz, um nicht noch mehr zu sagen, ist es gar, die Existenz von Feuer und Erde als Elemente zu leugnen. Die den Elementen zugesprochenen

Eigenschaften stimmen mit den bis heute erreichten chemischen und physischen Kenntnissen überein; sie haben als Basis für eine Unmenge Entdeckungen und Theorien gedient, eine glänzender als die andere, und man würde diesen Lehren alle Glaubwürdigkeit nehmen, wenn Feuer, Wasser, Luft und Erde nicht m hr als Elemente gelten sollten." Heutzutage weiß jedes Kind, daß diese einst so fanatisch vertheidigten vier Elemente als solche nicht existiren und daß die modernen Chemiker im Recht waren, als sie Wasser und Luft in ihre Bestandtheile zerlegten. Das „Feuer", dieser deus ex machina der Natur und des Lebens für Baumé und Konsorten, hat nur in der Phantasie der Professoren existirt.

Und selbst Lavoisier, der große Chemiker, gehört zu Denen, die „Alles besser wissen". Er schrieb einst einen sehr gelehrten Bericht an die Académie, in dem er den Beweis liefert, daß Steine nicht vom Himmel fallen können. Nun war aber der Meteorfall, der ihm die Veranlassung zu seiner Schrift bot, in allen Einzelheiten genau beobachtet worden: man hatte das Aufleuchten gesehen, den Knall gehört, das Meteor fallen sehen, noch ganz glühend aufgefunden und dann der Académie zur Prüfung vorgelegt. Diese aber ließ durch ihren Berichterstatter erklären, die Sache sei unglaubwürdig und nicht wahr. Seit Tausenden von Jahren waren schon Steine vom Himmel gefallen, Hunderte verläßlicher Zeugen hatten sich für die Echtheit des Phänomens verbürgt, mehrere Meteore lagen in Kirchen, Museen und Sammlungen aufbewahrt; und noch fehlte bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts der freidenkende Mensch, der diesen Thatsachen hätte zur Anerkennung verhelfen können. Schließlich kam er: Chladni. Ich klage weder Lavoisier noch sonst Einen an; nur die Tyrannei der Vorurtheile verdamme ich. Man glaubte nicht, man wollte nicht glauben, daß die Steine vom Himmel fallen könnten. Der begrenzte Verstand wehrte sich gegen diesen Glauben.

Einer der selbständigsten und unterrichtetsten Geister des siebenzehnten Jahrhunderts war Gassendi. Ein dreißig Kilogramm schweres Meteor fällt 1627 in der Provence bei hellem Tag nieder: Gassendi sieht es, berührt und untersucht es und führt es auf ein unbekanntes Erdbeben zurück. Die gelehrtesten Professoren zur Zeit Gassendis stimmen darin völlig überein, daß die Sonne keine Flecken haben könne. Das Brockengespenst und die Fata Morgana werden, ehe sie erklärt sind, von vielen Menschen geleugnet. Und noch gar nicht so lange ist es her (1890), daß die gesammte Académie des Sciences die Erscheinung des Kugelblitzes leugnete; auch das Mitglied, das über seine Entstehung genau Bescheid wissen sollte.

Die Geschichte des Fortschrittes der Wissenschaft zeigt uns, daß die größten Resultate oft ganz einfachen Beobachtungen entspringen. Keine Erfahrung sollte auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Studiums unbeobachtet bleiben. Welche glänzende Veränderung hat die Elektrizität im modernen Leben hervorgebracht! Der Telegraph, das Telephon, das elektrische Licht, die Motore und Verwandtes. Ohne Elektrizität wären die Nationen, die Städte, die Sitten ganz anders geworden; der Eisenbahnverkehr hätte sich nicht so entwickeln können; stünden die Stationen nicht in unaufhörlicher Verbindung: wie könnten die Züge so sicher auf ihren Gleisen hin und her eilen? Und die ärmliche Wiege dieses stolzen Genius ist nur von spärlichem Licht beschienen; kaum ahnt man die kommende Morgenröthe. Man erinnert sich an die Bouillon aus Froschschenkeln für Madame Galvani (1791). Galvani hatte Lucie Galeozzi, die hübsche Tochter seines ehemaligen Professors,

geheirathet und liebte sie zärtlich. Sie lag schwerkrank in Bologna. Der Arzt hatte ihr eine Bouillon aus Froschschenkeln verordnet und Galvani hatte die Bereitung selbst übernommen. Es heißt, daß er, auf seinem Balkon sitzend, bereits eine Anzahl Frösche enthäutet hatte und ihre abgetrennten Schenkel am Eisengitter dieses Balkons mit kleinen Kupferhaken, die er zu seinen Experimenten zu benutzen pflegte, befestigte. Plötzlich sah er zu seinem größten Erstaunen, daß die Froschschenkel in konvulsivische Zuckungen geriethen, so oft sie mit dem Eisen des Balkons in zufällige Berührung kamen. Galvani (Professor der Physik an der Universität von Bologna) ging nun mit seltenem Scharfsinn diesem Phänomen nach und entdeckte bald die Bedingungen, unter denen er es stets bewirken konnte.

Wenn wir Froschschenkel abhäuten, sehen wir weiße Fäden: die Schenkelnerven. Wickelt man diese Nerven in ein Zinnblättchen und legt sie, noch im Zustand der Biegsamkeit, auf eine Kupferplatte, so ziehen sich bei der Berührung des Zinns mit dem Kupfer die Nerven zusammen und ein leichter Gegenstand, den man oben auf die Platte gelegt hat, wird mit ziemlicher Kraft fortgeschleudert werden. Ein Zufall brachte Galvani die Entdeckung, ihm verdanken wir die Erfindung, die jetzt seinen Namen trägt („Galvanismus") und die wieder andere nach sich zog, die des voltaschen Stromes, der Galvanoplastik und anderer Verwerthungsmöglichkeiten der Elektrizität.

Die Beobachtung des bologneser Gelehrten wurde (nur einige ernsthafte Forscher schenkten dem Phänomen die verdiente Aufmerksamkeit) allgemein mit ungeheurem Gelächter aufgenommen. Der arme Erfinder war ganz niedergeschlagen. „Ich werde", so schreibt er 1792, „von zwei verschiedenen Parteien angegriffen, von den Weisen und von den Dummen. Den Einen wie den Anderen bin ich ein Spott und man nennt mich den Tanzmeister der Frösche. Trotzdem weiß ich, daß ich eine neue Naturkraft entdeckt habe."

Und ist nicht zur selben Zeit in Paris durch die Académie des Sciences und die Medizinische Fakultät der menschliche Magnetismus geleugnet worden? Auch dann noch, als Jules Cloquet eine vorher magnetisirte Frau schmerzlos an Brustkrebs operirte.

Wie hat Guy-Patin und die gesammte Fakultät mit ihrem beißenden Sarkasmus Harvey für seine Entdeckung der Blutcirkulation gequält!

Die Geschichte vom Marquis de Joffroy und von Fulton, die das Dampfschiff erfanden und doch nicht den Spott einer albernen Menge zu besiegen vermochten, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier nochmals aufzutischen.

So erging es fast allen Erfindern. Einer meiner Landsleute aus Haute-Marne, Philippe Lebon, Erfinder der Gasbeleuchtung (1797), starb 1804 am Tage der Kaiserkrönung, ohne die Ausnützung seiner Idee erlebt zu haben. Man hatte natürlich eingewendet, daß eine Lampe ohne Docht nicht brennen könne. Zuerst wurde dann die Gasbeleuchtung 1805 in Birmingham eingeführt; 1813 in London und erst 1818 in Paris.

Als die ersten Proben mit der Eisenbahn gemacht werden sollten, sträubten sich die Ingenieure und wiesen nach, daß die Lokomotiven unmöglich von der Stelle kommen könnten und ihre Räder sich immer nur um sich selbst drehen würden. In der Deputirtenkammer dämpfte Arago 1838 die kühnen Erwartungen der Anhänger der neuen Erfindung; er führte die Trägheit der Materie, die Zähig-

keit der Metalle, den Widerstand der Luft ins Treffen. „Die Geschwindigkeit", sagte er, „ist groß, aber lange nicht so groß, wie man gehofft hat. Streiten wir uns nicht um Worte. Man spricht von voraussichtlicher Zunahme des Transportes. Im Jahr 1836 betrug die Totalsumme für Transportkosten in Frankreich 2 803 000 Francs. Wenn nun alle Eisenbahnen ausgebaut werden und aller Transport durch Lokomotiven erfolgen wird, so werden sich die 2 803 000 auf 1 052 000 Francs vermindern. Das bedeutet einen jährlichen Verlust von 1 751 000 Francs. Das Land verliert also beiläufig zwei Drittel der Einnahme aus den Transportunkosten. Lassen wir also diese Phantasiegebilde. Zwei parallele Eisenstränge können der Gascogne kein neues Gepräge geben." Und die ganze Rede geht in diesem Ton weiter. Man sieht: wo es sich um neue Ideen handelt, werden die größten Geister irr. Thiers meinte: „Ich gebe ja zu, daß die Eisenbahnen die Beförderung von Reisenden etwas erleichtern werden, wenn der Gebrauch auf einige ganz kurze Linien in der Nähe großer Städte, wie Paris, beschränkt bleibt. Man braucht keine weiten Strecken." Proudhon sagte, „es sei eine triviale und lächerliche Behauptung, daß die Eisenbahnen der Verbreitung von Ideen dienen könnten". In Bayern erklärte das Königliche Medizinische Kollegium auf Befragen, daß der Bau der Eisenbahnen ein großes Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit wäre, denn eine so schnelle Bewegung würde bei den Reisenden Gehirnerschütterung, bei den Zuschauern aber Schwindelanfälle erzeugen; und das Kollegium empfiehlt dringend, an beiden Seiten der Schienen Scheidewände in der Höhe der Wagen aufzurichten.

Als der Vorschlag, ein unterseeisches Kabel zwischen Europa und Amerika zu legen, 1853 gemacht wurde, schrieb Babinet, eine unserer größten Autoritäten in der Physik, Examinator an der Polytechnischen Schule, in die Revue des Deux Mondes: „Ich kann diese Pläne nicht ernsthaft nehmen; die Theorie des elektrischen Stromes zeigt unwiderlegbar deutlich die Unmöglichkeit einer solchen Uebertragung, selbst wenn man nicht mit dem Strom rechnet, der sich von selbst auf einer so langen elektrischen Strecke bildet und sich schon auf der kurzen Reise von Dover nach Calais fühlbar macht. Das einzige Mittel, die alte und die neue Welt zu verbinden, ist, die Beringstraße zu passiren, vorbei an den Faröerinseln, Island, Grönland und Labrador."

Der Geologe Elie de Beaumont, ständiger Sekretär der Académie des Sciences (gestorben 1874), hat sein Leben lang den vorsintflutlichen Menschen geleugnet. In den „Comptes rendus de l'Académie des Sciences" kann man in dem Bericht vom dreizehnten Juli 1873 nachlesen, daß bei der Ernennung eines Korrespondenten Darwin zurückgewiesen wurde, um einem Herrn Loven Aufnahme zu schaffen. In England verweigerte 1841 die Königliche Gesellschaft eine Erinnerungstafel für den berühmten Joule, der mit Mayer die Thermodynamik begründet hat; und Thomas Young, der mit Fresnel die Theorie von der wellenförmigen Bewegung des Lichtes aufstellt, wird von Lord Brougham verlacht und verspottet. In Deutschland sieht Mayer seine unsterbliche Entdeckung von allen offiziellen Gelehrten höhnisch kritisirt, er verliert den Glauben an sich selbst und stürzt sich aus dem Fenster. Ein Wenig später wäre er mit offenen Armen aufgenommen worden. Der große Elektriker Ohm wird von seinen deutschen Zeitgenossen als Narr verspottet. Als Franklin der Königlichen Gesellschaft in London seine Erfahrungen über die Fähigkeit einer Eisenstange, die Elektrizität der At-

mosphäre abzuleiten, mittheilte, war ein Heiterkeitausbruch die einzige Antwort und die gelehrte Versammlung verweigerte rundweg, den Vortrag drucken zu lassen.

Was hat sich bei der Erfindung des Fernrohres abgespielt! Niemand begriff seine weittragende Bedeutung und noch ein halbes Jahrhundert später weigert sich der ausgezeichnete Astronom Helvetius, Gläser seinen Instrumenten einzufügen, weil er fürchtete, sie könnten die Genauigkeit der Positionbestimmungen hindern.

Und solche Beispiele könnte man ad infinitum anführen.

... Auguste Comte und Littré haben der Wissenschaft ihren bestimmten, ihren „positiven" Weg vorgezeichnet: nichts anerkennen, was man nicht sehen, nicht fühlen, nicht hören kann, was uns unsere Sinne nicht klar bezeugen können; und nicht nach der Erkenntniß des Unerkennbaren streben. Und seit einem halben Jahrhundert verfolgt die Wissenschaft blind diesen vorgeschriebenen Weg. Wenn wir aber das Zeugniß unserer Sinne prüfen, entdecken wir, daß sie uns vollständig täuschen. Wir sehen Sonne, Mond und Sterne um uns kreisen: es ist falsch. Wir berühren feste Körper: es giebt keine. Wir hören harmonische Töne: die Luft führt uns nur stumme Wellenbewegungen zu. Wir bewundern die Farben- und Lichteffekte, die vor unseren Augen das farbenprächtige Schauspiel der Natur entwickeln: in Wahrheit giebt es weder Licht noch Farben, nur Schwingungen des Aethers sind vorhanden, und indem sie unseren optischen Nerv treffen, erwecken sie uns erst die Lichteindrücke. Wir verbrennen uns die Füße am Feuer: nur in unserem Gehirn ist das Gefühl des Schmerzes entstanden. Wir reden von Wärme und Kälte: es giebt im Weltall weder Wärme noch Kälte; nur Bewegung. So betrügen uns die Sinne über die Wirklichkeit. Empfindung und Wirklichkeit sind nicht das Selbe.

Das ist noch nicht Alles. Unsere armen fünf Sinne sind sehr mangelhaft; sie lassen uns nur eine kleine Anzahl Bewegungen empfinden, aus denen sich das Leben des Universums zusammensetzt. Um Dies ein Wenig zu erklären, will ich hier wiederholen, was ich vor einem Dritteljahrhundert in „Lumen" aussprach: „Von der letzten akustischen Empfindung, die unser Ohr erreicht (der Schall macht 36 850 Schwingungen in der Sekunde), bis zur ersten optischen Empfindung, die unser Auge aufnimmt, 400 000 000 000 000 Lichtschwingungen in der selben Zeiteinheit, können wir nichts wahrnehmen. Während eines verhältnißmäßig großen Zeitraumes sind unsere Sinne demnach ganz unthätig. Hätten wir noch andere Saiten auf unserer Leier, 10, 100, 1000 Saiten, die Harmonie der Natur müßte sich uns viel mannichfacher enthüllen." Ist nun die Zeugenschaft unserer Sinne trügerisch, so ist sie daneben auch höchst unvollkommen. Wir haben keinen Grund, uns viel einzubilden und uns auf eine angeblich positive Philosophie zu berufen; wir müssen uns eben mit Dem begnügen, was wir haben. Der religiöse Glaube sagt zum Verstand: „Mein kleiner Freund, Du hast nur eine Laterne, die Dir leuchtet. Lösche sie aus und vertraue Dich meiner Führung an." Dies ist aber unser Motto nicht. Wir haben zwar nur eine Lampe und noch dazu eine recht schlechte; aber wer sie auslöscht, müßte in völliger Blindheit herumtappen. Die Vernunft (richtiger: die Urtheilskraft) soll immer und überall unser Führer sein. Wir haben keinen anderen. Doch dürfen wir die Wissenschaft nicht in einen engen Kreis festbannen. Ich greife nochmals auf Auguste Comte zurück, gerade weil er der Gründer der modernen Schule und überhaupt einer der größten Geister des neunzehnten Jahrhunderts ist. Er will die Astronomie in die Wissensgrenze seiner

Zeit einschließen; wie absurd! Er schreibt: „Wir begreifen, daß man die Form, die Entfernung, die Bewegung der Sterne studiren kann, aber man wird niemals ein Mittel finden, um ihre chemische Zusammensetzung zu bestimmen.“ Dieser berühmte Philosoph starb 1857; fünf Jahre später wurde durch die Spektralanalyse die chemische Zusammensetzung der Gestirne festgestellt und jeder Stern nach seinen chemischen Bestandtheilen klassifizirt.

Eben so behaupteten die Astronomen des siebenzehnten Jahrhunderts, daß die sieben Planeten nicht existiren könnten. Das Unbekannte von gestern wird zur Wahrheit von heute. Es wäre übrigens ein Irrthum, wollte man annehmen, daß nur Gelehrte (gewisse Gelehrte) sich dieser Denkträgheit schuldig machen. Die große Mehrzahl der Menschen verfällt in den selben Fehler. Das menschliche Gehirn bleibt sich immer gleich, ob es sich nun um Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Magistratspersonen, Politiker, Handwerker, Taglöhner oder Nichtsthuer handelt ... In gewisser Hinsicht ist dieser Widerstand, diese Halsstarrigkeit, dieser Eigensinn übrigens entschuldbar. Im ersten Moment kann man weder die Größe noch den Werth einer neuen Sache abwägen. Die ersten Dampfschiffe fuhren schlecht und blieben hinter der Leistungsfähigkeit der Segler zurück. Die ersten Gaslaternen gaben wenig Licht und rochen sehr unangenehm. Die Erde schien wirklich fest und stabil zu sein, Luft und Wasser schienen Elemente. Es klang unnatürlich, daß Steine vom Himmel fallen sollten. Die ersten elektrischen Nachrichten blieben dunkel und unzusammenhängend und die ersten Eisenbahnen entgleisten sämmtlich. Das Genie und die Erfindung eilen der Zeit voraus. Ganz natürlich, daß die Zeitgenossen da zurückbleiben und nicht sogleich verstehen können.

Oft genug ist auch das Neue noch nicht ganz erkannt, ungenau und unklar erfaßt und erfordert eine ungemein schwierige Analyse. Durch wie viele Schwierigkeiten, unter wie vielen Bezeichnungen mußte sich der menschliche Magnetismus durchkämpfen, ehe er seinen heutigen wissenschaftlichen Stand erreichte! Wie ist er von Charlatanen mißbraucht worden, die mit der Leichtgläubigkeit der Menge spielten! Wie viel Betrug, wie viel Hinterlist, wie viele infame Lügen sind unter dem Namen des Magnetismus und des Spiritismus aufgetreten! Und welche Finessen diese Schwindler zu ersinnen wissen! Da kann man das reservirte Wesen der Gelehrten zum Theil wenigstens gar wohl verstehen.

Welch ungeheures, erstaunliches Feld des Wissens hat uns nicht die erst kürzlich gemachte Entdeckung der Röntgenstrahlen erschlossen! Durch einen undurchsichtigen Gegenstand sehen! In das Innere eines verschlossenen Koffers! Das Knochengerüst eines Armes, eines Fußes, eines Körpers durch Fleisch und Kleidung hindurch! Eine solche Entdeckung steht mit unseren alten, anerkannten Erfahrungssätzen in vollem Gegensatz. Dieses Beispiel spricht sehr zu Gunsten des Axioms: Es ist eine unwissenschaftliche Behauptung, daß die Wirklichkeit nicht über die Grenzen unseres Erkennens und unserer Beobachtungen hinausreicht.

Das Telephon überträgt das Wort in die Ferne; nicht durch Tonwellen: nur durch die elektrische Bewegung. Wenn wir mit Hilfe einer Röhre von Paris nach Marseille sprechen könnten, so würde unsere Stimme 3½ Minuten brauchen, um an ihren Bestimmungort zu gelangen, eben so viel Zeit die Antwort, so daß ein gesprochenes Wort 7 Minuten Zeit beanspruchen würde. Wir denken nicht darüber nach, aber vom Standpunkt unserer alten Wahrnehmung (vor diesen Erfindungen) aus betrachtet, scheint das Telephon eben so absurd wie die X-Strahlen.

Man spricht von den fünf Pforten unserer Erkenntniß: Gesicht, Gehör, Geruch, Gefühl und Geschmack. Diese fünf Pforten, speziell die drei letzten, machen uns nur einen kleinen Bruchtheil der Außenwelt zugänglich. Ohr und Auge reichen ziemlich weit; eigentlich ist es aber nur das Licht, das uns mit dem Universum verbindet. Denn was existirt außer dem Licht? Die Lichtempfindung wird auf unserer Netzhaut hevorgerufen durch Schwingungen, die sich mit einer Geschwindigkeit von 400 Trillionen (das äußerste Roth im Lichtspektrum) bis zu 756 Trillionen (das äußerste Violet) in der Sekunde bewegen. Sie sind längst genau gemessen. Ueber und unter diesen Aetherschwingungen giebt es noch andere, die für uns nicht wahrnehmbar sind. Unter dem Roth giebt es dunkle Wärmevibrationen; über dem Violet chemische, aktinische, photographirbare Schwingungen, alle dunkel. Viele andere sind uns ganz unbekannt. Ich will hier eine kürzlich erschienene Zusammenstellung von Sir William Crookes beifügen und sie weiter ausführen und ergänzen. Die Tabelle stellt die wahrscheinliche Reihenfolge der Phänomene des Weltalls dar und zeigt gleichzeitig die Lücken in unserem irdischen Wahnehmungvermögen. Nehmen wir eine die Sekunde anzeigende Uhr und verdoppeln wir jedesmal die Schläge, so erhalten wir folgende Serie:

Stufe	1	2	
„	2	4	
„	3	8	
„	4	16	
„	5	32	
„	6	64	
„	7	128	
„	8	256	Töne
„	9	512	
„	10	1 024	
„	15	32 768	
„	20	1 048 576	unbekannt
„	25	33 554 432	
„	30	1 073 741 824	Elektrizität
„	35	34 359 738 368	
„	40	1 099 511 627 776	unbekannt
„	45	35 184 372 088 832	
„	48	281 474 976 710 656	
„	49	562 949 953 421 312	Licht*)
„	50	1 125 890 906 842 624	
„	55	36 028 797 018 963 968	
„	56	72 057 594 037 927 936	unbekannt
„	57	144 115 188 075 855 872	
„	58	288 230 376 151 711 744	
„	59	576 460 732 303 423 488	X-Strahlen
„	60	1 152 921 504 606 846 976	
„	61	2 305 843 009 213 693 952	
„	62	4 611 686 018 427 387 904	unbekannt.
„	63	9 223 372 036 854 775 808	

*) Die Licht-, Wärme- und chemischen Strahlen von Infraroth bis Ultraviolet.

Beim fünften Grad, von der Einheit an gerechnet, betreten wir das Gebiet, wo die Schwingungen der Atmosphäre als Töne zu uns gelangen. Wir finden da die tiefste musikalische Baßnote. Wählen wir einen sehr tiefen musikalischen Ton, so unterscheiden wir bis zu einem gewissen Grade die elementaren Schwingungen, trotzdem der Ton einheitlich bleibt (sonst wäre er nicht musikalisch). Je tiefer der Ton, sagt Helmholtz, desto genauer unterscheidet das Ohr das pulsirende Vibriren des Aethers. In den folgenden zehn Stufen steigen die Schwingungen in der Sekunde von 32 auf 32768; jede Verdoppelung wiederholt die selbe Note eine Oktave höher. Der höchste Ton hat 36 000 Schwingungen in der Sekunde und mit ihm endet das Gebiet der Töne für das menschliche Gehör. Es giebt aber sicher mit besserem Gehör begabte Thiere, die noch Töne zu hören vermögen, deren Vibrationgeschwindigkeit diese Grenze überschreitet.

Wir betreten nun ein Reich, in dem die Schnelligkeit der Schwingungen außerordentlich rasch steigt, und das vibrirende Medium ist nicht mehr die grobe Atmosphäre, sondern ein feineres Element: der Aether. Es giebt Vibrationen noch unbekannter Art. Dringen wir weiter vor, so gelangen wir in die Sphäre der elektrischen Strahlen.*)

Dann folgt die Region von Grad 35 bis zu Grad 45 mit 34 Milliarden 359 Millionen bis 35 Trillionen 184 Milliarden Schwingungen in der Sekunde. Diese Region ist uns unbekannt; wir kennen die Thätigkeit dieser Vibrationen nicht; aber daß sie vorhanden sind, können wir nicht mehr bezweifeln.

Nun nähern wir uns dem Reich des Lichtes, den Schwingungen der Grade 48 bis 50. Die Lichtempfindung, also die Schwingungen, die für uns sichtbar sind, liegen in der engen Grenze von 400 Trillionen (rothes Licht) bis 756 Trillionen (violetes Licht) eingeschlossen, machen also nicht ganz einen Grad aus.

Die Naturphänomene, die uns beständig umgeben, vollziehen sich also unter der Thätigkeit unsichtbarer Kräfte. Der Wasserdampf, dessen Wirken für das Klima so wichtig ist, bleibt unsichtbar. Die Wärme ist unsichtbar; eben so sinds die Elektrizität und die chemischen Strahlen. Das Sonnenspektrum, das die Gesammtheit aller sichtbaren Strahlen in sich schließt, kennt heute Jeder. Wenn man einen Sonnenstrahl durch ein Prisma auffängt, so erhält man in dem Prisma ein buntfarbiges Band, das von Roth bis Violet geht. Viele Linien durchziehen es; die wichtigsten hat man mit Buchstaben A bis H bezeichnet: es sind die Absorptionlinien der in der Sonnenatmosphäre verbrennenden Substanzen und die Linien, die der Wasserdampf der Erdatmosphäre verursacht. Man kennt ihrer heute Tausende. Hält

*) Die Entladung einer Leydener Flasche in eine Spule sehr feiner und sehr langer Fäden läßt elektrische Schwingungen entstehen, die Helmholtz (1869) und nach ihm noch andere Forscher bestimmt haben; sie schwanken von 1000 bis 10 000 in der Sekunde. Hertz gelang es, 1888, Vibrationen der selben Art, und zwar 100 000 in der Sekunde, hervorzurufen und ihre Ausbreitung zu studiren. Diese Schwingungen pflanzen sich im Aether fort, wodurch sie sich von den Klangschwingungen unterscheiden, die sich nur in der groben Materie, in Luft, Wasser, Holz und so weiter fortpflanzen können. Man nimmt an, daß sie ihrer Natur nach mit den Vibrationen der Wärmestrahlen übereinstimmen, was Maxwell (1867) ausgesprochen hat. (Thomson: Conférences.)

man ein Thermometer links zum sichtbaren Spektrum, jenseits vom Roth, so wird es steigen: ein Beweis, daß da für uns unsichtbare Wärmestrahlen vorhanden sind. Legt man eine photographische Platte dagegen an die rechte Seite, jenseits vom Violet, so wird man Eindrücke erhalten: ein Beweis für das Vorhandensein unsichtbarer chemischer Strahlen von lebhafter Thätigkeit. Wichtig ist hier: Unsichtbare Körper können sichtbar werden, so Uran und schwefelsaures Chinin, Beide in der Dunkelheit durch Belichtung mit den (unsichtbaren) ultravioleten Strahlen.

Man bestimmt heute alle diese Strahlen nach der Länge ihrer Wellen, nämlich dem Raum, den eine Welle während der Dauer einer Schwingungperiode durcheilt. Obgleich die Längen der Lichtwellen ziemlich gering sind, kann man sie doch heute mit Diffraktionspiegeln mit sehr großer Genauigkeit bestimmen.

. . . Wir leben in drei Dimensionen. Gäbe es Wesen, die nur in zwei Dimensionen leben könnten, auf der Fläche eines Kreises, auf einer Ebene, sie wären in diesen zwei Dimensionen gefangen, in die Grenzen des Vierecks, des Kreises eingeschlossen. Würde man ihnen eine dritte Dimension und die Fähigkeit, sich in ihr zu bewegen, geben: mit größter Leichtigkeit würden sie ihre alten Grenzen überschreiten. Auch wir sind von den sechs Flächen des Würfels eingeschlossen: gäbe man uns eine vierte Dimension und die Möglichkeit, in ihr zu leben, wir würden die Schwelle unseres Gefängnisses so leicht überschreiten wie ein Mensch einen Strich am Boden. Wir können diesen Ueberraum (n^4) wohl eben so wenig begreifen, wie ein Wesen, das auf der Ebene (n^2) lebt, den Kubikraum (n^3) zu fassen vermag; aber wir haben nicht das Recht, diese vierte Dimension zu leugnen.

Wir haben in unserem irdischen Leben gewisse unerklärte Fähigkeiten, gewisse unbewußte Sinne. Wie finden die Wandervögel wieder den Weg zu ihren alten Nestern zurück? Warum findet ein Hund den Weg zu seinem Herrn oft viele hundert Kilometer weit? Wie faszinirt die Schlange den Vogel, die Eidechse den Schmetterling? Die Wesen anderer Welten müssen eben mit anderen Sinnen begabt sein als wir. Absolut wissen wir gar nichts. Unsere Urtheile sind nur relativ und darum unvollkommen und unzuverlässig. Die wissenschaftliche Weisheit besteht also hauptsächlich darin, im Verneinen sehr vorsichtig zu bleiben. Wir müssen bescheiden sein. „Der Zweifel ist ein Zeichen der Bescheidenheit", sagt Arago; „er hat selten dem Fortschritt der Wissenschaft geschadet. Man soll aber nicht das Selbe von der Ungläubigkeit sagen."

Es giebt noch eine große Anzahl unerklärter Thatsachen, die alle in ein unbekanntes Gebiet gehören. Die Telepathie oder das Fernfühlen, die Erscheinungen oder Manifestationen Sterbender, Gedankenübertragung, das Sehen im Traum oder Somnambulismus bei geschlossenen Augen von Gegenden, Orten, Ereignissen, das Weissagen der Zukunft, die Ankündigungen und Vorahnungen, gewisse seltene magnetische Fälle, die unbewußten Diktate durch Tischklopfen, unerklärbare Geräusche, die Spukhäuser, die Levitationen, die dem Gesetz der Schwere entgegenwirken, das Bewegen und Fortbringen von Gegenständen ohne Berührung und von scheinbar materialisirten Kräften (so absurd es klingt) und viele andere bizarre und jetzt noch unerklärliche Phänomene erregen unsere Aufmerksamkeit.

Halten wir nur daran fest, daß Alles, was wir beobachten und prüfen wollen, natürlich ist; daß wir ruhig, mit wissenschaftlicher Kaltblütigkeit, ohne Vorurtheil, ohne Geheimnißkrämerei studiren müssen, genau als handle es sich um Astronomie,

Physik oder Physiologie. Das Uebernatürliche existirt nicht, Alles ist von der Natur eingeschlossen, das Bekannte und das Unbekannte. Ellipsen, Kometen, Sternschnuppen galten auch einmal für übernatürlich, als Zeichen göttlichen Zornes, ehe man ihre Gesetze kannte. Das Wunderbare, Ungewöhnliche, Unerklärte nennt man oft übernatürlich. „Unbekannt“ wäre der richtige Ausdruck.

Gewiß wird Mancher sagen: „Nie werde ich an diese Unmöglichkeiten glauben! Ich glaube nur an Naturgesetze und diese sind doch bekannt genug.“ Das heißt dann so handeln wie die die alten Geographen, die auf ihre Weltkarten bei den Säulen des Herkules schrieben: „Hic deficit orbis“, hier endet die Welt, ohne zu ahnen, daß in dem unbekannten Westen doppelt so viel Land lag, wie sie in ihrer Beschränktheit ahnten. Alle menschlichen Kenntnisse könnte man mit einer winzig kleinen Insel, die von einem grenzenlos weiten Ozean umgeben ist, vergleichen.

Wir haben noch viel, sehr viel zu lernen.

Juvisy-Paris. Camille Flammarion.

Die. Hohkönigsburg.

Die Hohkönigsburg bei Schlettstadt ist der Vollendung nah. Der Landesausschuß und das Reich haben zum Bau der Burg beträchtliche Summen bewilligt. Man hat dort mit Treibhaustechnik Ruinen neues Leben entblühen lassen und mit erstaunlich geschmacklos inszenirtem Theaterprunk, der, weil aus dem schönfärbenden Rampenlicht ins grelle Pleinair (und gar noch bei nimmer erschöpftem Regenwetter) gerissen, unsagbar komoedienhaft wirkte, die „Einweihung“ gefeiert. Eine Beurtheilung der renovirenden Ruinenruinirung zu geben, ist nicht meine Absicht. Die Frage, ob die Wiederherstellung künstlerisch schätzbar sein kann, scheidet hier aus. Nur darum handelt sichs, ob dieser Aufbau ein treues Bild des Alten sei, das im Wandel der Zeiten stürzte. Herr Bodo Ebhardt behauptet: Das Bild ist treu. Ihm hat allerhöchste Gnade den „ehrenden Auftrag“ ertheilt, die Burg aufzubauen. Es war, ich sagte es schon, ein theurer Spaß. (Man verstehe unter Spaß aber nicht etwa „übler Scherz“.) Als man vom deutschen Volk im März wieder eine Rate von fünfundsiebenzigtausend Mark forderte, habe ich darauf hingewiesen, daß ein Urbild der alten Burg gefunden sei, und getadelt, daß man dem Kaiser diesen Fund verheimlicht habe. Offiziös bestritt man nach vierzehntägigem Besinnen die Wahrheit meiner Aussage; in der „Germania“ veröffentlichte ich darauf den Brief im Wortlaut, der bekundet, daß der Kaiser das Originalbild nicht sah. (Es kam an den Absender in einem Zustande zurück, daß man meinen konnte, es sei, wie die Kodizes der Palatina, in Schwedenhänden, nicht aber in einem Kaiserlichen Geheimen Kabinet gewesen.)

Dieses Bild wurde im Herbst 1907 vom Verlagsbuchhändler Paul Heitz unter den Beständen seiner Firma, die, im Buchgewerbe seit Jahrhunderten

thätig, in Straßburg ansässig ist, gefunden und von Autoritäten als unbezweifelbar anerkannt. Herr Ebhardt aber machte Bauernbürgermeister des Elsaß und andere harmlose Zeitgenossen mobil, um diesen Holzschnitt für unzuverlässig zu erklären. Warum? Seine Wiederaufbautheorie wird in einem wichtigen Punkt umgestoßen: er hat den Burgfried viereckig gestaltet und der Holzschnitt zeigt auf quadratischem Sockel einen konischen Thurm. Der unfehlbare Architekt forderte triftigere, forderte urkundliche Beweise.

Von diesem Bild also sprach ich am zwölften März im Reichstag. Bald danach wurde ein zweiter wichtiger Fund gemacht. Meine vor der größten im Reich denkbaren Oeffentlichkeit gesprochenen Worte hatten Veranlassung gegeben, daß die Zeitungen sich mit der Angelegenheit befaßten. Im „Weltspiegel" des Berliner Tageblattes wurde die Burg in ihrer jetzigen Gestalt abgebildet und daneben der alte Holzschnitt reproduzirt. Das Blatt kam durch Zufall als Einwickelpapier in die Hand eines Mannes, den das Burgbild verblüffte: er erinnerte sich, eine Elfenbeinplakette mit der selben Ansicht zu besitzen. Er bot sie Herrn Heitz an; und nun sehen wir, daß dessen beide Bilder genau übereinstimmen. Herr Ebhardt aber erklärte die Plakette für eine moderne Fälschung und Herrn Heitz und mich für bedauernswerthe Opfer leichtgläubiger Vertrauensseligkeit. Er meinte, die Bilder könnten eben so gut den Kreml oder die Wartburg darstellen. (Warum nicht gleich die Gralsburg?) Also meldeten es die Hofblätter des Herrn Scherl. Weitere lustsame Mächlereien will ich hier nicht schildern; nur sagen, daß Herr Ebhardt meine Theilnahme an dem Handel dadurch zu entwürdigen suchte, daß er erzählte (vertrauenswerthe Menschen melden mirs), ich sei Herrn Heitz verwandt. Den kannte ich aber bis zum siebenundzwanzigsten August gar nicht und bin ihm weder geschwägert noch sonst gesippt. Wenn es wahr ist (wie in den Zeitungen gemeldet wurde), daß Herr Ebhardt in seinem dem Kaiser vor ansehnlicher Oeffentlichkeit gehaltenen Vortrage gesagt hat, ich habe diese Plakette im Reichstag „als Beweis gegen die Ansicht des Wiedererbauers angeführt", so wäre Das eine Flüchtigkeit, die ernsthafte Männer in ernsthaftem Meinungstausch meiden sollten. Herr Ebhardt müht sich redlich (das Wort soll keine moralische Klassifizirung, sondern synonym mit „eifrig" sein), Herrn Heitz und mich zu widerlegen. Er hat alle Bibliotheken und Archive ersucht, nach alten Bildern zu forschen, die ihm Hilfe bringen könnten. Das Glück war ihm nicht hold. Positives fand er nicht. Seine Stärke war nörgelnde Negation. Uns aber lächelt Fortuna. Der alte Sebastian Münster giebt in seiner Cosmographey ein Bild der Hohkönigsburg, die im Elsaß heute noch „Kinzburg" heißt. Die Ausgabe von 1598 bietet auf der Seite dcxLIII (Doktor E. Major am basler Museum fand sie in den letzten Oktobertagen) eine Ansicht von „Hohn Küngsperk", die, von Nordwesten geschaut, den von Holzschnitt und Plaketten dargestellten konischen Bergfried zeigt. Und eine hinzugefügte Beschreibung des

elsässer Bergbaues in Leberthal weist auf die Thatsache hin, daß unmittelbar nach dem Bauernkrieg in der Nähe der Burg zwei Thalsenkungen Schächte bargen: „im Meußloch". Das deutet auf die Schlacht zwischen Ratten und Mäusen, die der Meister des Holzschnittes (der Petrarca-Illustrator Hans Weiditz?) ergötzlich zu Füßen der Burg entwickelt. Bei genauerem Suchen fand ich bei Münster noch ein Bild. Auf der Seite dcLXIIII bietet er eine Ansicht von Schlettstadt. Im Hintergrunde ragt als Ruine die genau bezeichnete Hohkönigsburg, zerstört, ausgebrannt, aber — der Thurm ist rund. Man vergleiche: das erste Bild ist aus der Zeit des Bauernkrieges, das zweite, um mit Herrn Ebhardt zu reden, so „von 1600 herum". Holzschnitt und Plakette erhalten durch diesen Fund neue Beweiskraft. Den guten Sebastian Münster, dessen Illustrationen als getreue anerkannt sind, kann man nicht der Fälschung zu unseren Gunsten bezichtigen.

Was wird nun gesagt werden? Ich bin nicht neugierig. Weiß ich doch, daß man sich in Straßburg am Tag der Kaiserparade erzählte, über Holzschnitt und Plakette sei das Wort gefallen: „Es darf die Burg nicht sein." Das glaube ich nicht, meine aber: Irren ist menschlich. Auch bei Denen, die nicht im Gewühl der Menge mühsam ringend voranschreiten, sondern, aller Künste kundig, von den Höhen der Menschheit Maecenatengunst gewähren.

Dr. Maximilian Pfeiffer,
Mitglied des Reichstages.



Parität in Preußen?

Die neuen Pfarrbesoldungsgesetze mit ihren Anhängseln bringen eine starke Benachtheiligung der preußischen Katholiken, die über 35 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachen; sie erhöhen die schon vorhandene Imparität. Wenn die Vorlagen ohne Aenderung verabschiedet werden, so fällt an freiwilliger Staatsleistung für kirchliche Bedürfnisse auf den Kopf der katholischen Bevölkerung etwas über 45, auf den Kopf der evangelischen nahezu 90 Pfennig pro Jahr; mit anderen Worten: der katholische Bevölkerungtheil wird im Kapitel der staatlichen Zuschüsse um über 6,3 Millionen Mark zurückgesetzt. Für einen angeblich paritätischen Staat ist solche ungleiche Behandlung der Konfessionen kein Ruhmesblatt.

Die in dieser Zahl zum Ausdruck gelangende Imparität fällt am Meisten auf bei der Besoldung der Pfarrer. Nach der Vorlage erhält der evangelische Pfarrer der Klasse I und II in fünfunddreißig Dienstjahren folgende Bezüge:

Dienstjahr	1 bis 3:	7 200 Mark
„	4 „ 6:	8 400 „
„	7 „ 9:	9 600 „

Dienstjahr 10 „ 12:	. . . .	11 100	Mark
„ 13 „ 15:	. . . .	12 600	„
„ 16 „ 18:	. . . .	14 100	„
„ 19 „ 21:	. . . .	15 600	„
„ 22 „ 24:	. . . .	16 800	„
„ 25 „ 35:	. . . .	60 000	„
In 35 Dienstjahren:	. . . .	155 400	„

Wie stellt sich dem gegenüber der katholische Pfarrer der selben Klasse in fünfunddreißig Dienstjahren nach dem Entwurf?

Dienstjahr 1 bis 3:	. . . .	5 400	Mark
„ 4 „ 6:	. . . .	6 000	„
„ 7 „ 9:	. . . .	6 600	„
„ 10 „ 12:	. . . .	7 500	„
„ 13 „ 15:	. . . .	8 400	„
„ 16 „ 18:	. . . .	9 300	„
„ 19 „ 21:	. . . .	10 200	„
„ 22 „ 24:	. . . .	11 100	„
„ 25 „ 35:	. . . .	40 000	„
In 35 Dienstjahren:	. . . .	104 500	„

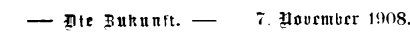
Der katholische Pfarrer bleibt also in diesem Zeitraum um 50 900 Mark Gehalt zurück; er bezieht durchschnittlich im Jahr 1 454 Mark weniger Gehalt als der evangelische. Diese ungleiche und ungerechte Behandlung läßt sich auf keine Weise rechtfertigen; denn im preußischen Etat selbst sind die Pfarrer beider Bekenntnisse an den Strafanstalten im Gehalt gleichgestellt; im Reichshaushalt findet man keine Differenzirung. Bayern hat in diesem Jahr die volle Gleichstellung der Pfarrer beider Konfessionen durchgeführt. Da darf man sich der Erwartung hingeben, daß das „protestantische“ Preußen die katholischen Geistlichen nicht schlechter behandeln wird, als das „katholische“ Bayern die evangelischen Pfarrer behandelt hat. Gegen diese Elementarforderung der Parität, die der preußische Episkopat schon vor zehn Jahren erhoben hat, wird man nicht den lächerlichen Einwand von der Ehelosigkeit der katholischen Pfarrer versuchen wollen; der Staat hat bisher bei keinem Stand auf die persönlichen Verhältnisse des Einzelnen bei der Gehaltszumessung Rücksicht genommen. Die unverheiratheten Staatssekretäre Kraetke und Nieberding werden auch nicht schlechter gestellt als die verheiratheten Staatssekretäre. Bei den großen Ansprüchen, die Charitas, Sozialpolitik und Wissenschaft an die amtirenden katholischen Pfarrer stellen, bei den vielen erfolgreichen Arbeiten, die sie im Interesse des Staatswohles leisten, und angesichts der ungeheuren Werthe der säkularisirten Kirchengüter wird der Preußische Landtag gewiß die Gelegenheit nicht versäumen, wo der Beweis zu führen ist, daß Preußen ein paritätischer Staat sein will.

Mathias Erzberger,
Mitglied des Reichstages.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*







Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**



BEI **GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE**

Wegen milder Witterung

besonders für Herbstkuren empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Schocksethal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angel- u. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt. Tel. 1151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).



Friedrich-Strasse 110-111-112 **BERLIN** Oranienburgerstr. 54-55-56-56a

Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte

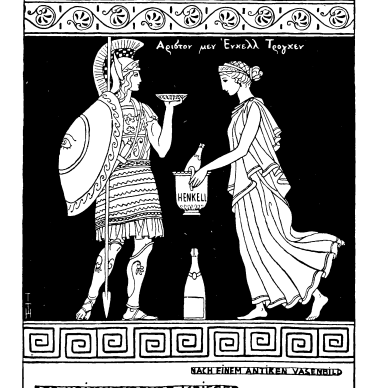
In dieser Woche

Spezial-Sonder-Verkäufe

in allen Gruppen.

In der Passage von nachm. 3—1/28 Uhr Promenaden-Konzert.

HENKELL TROCKEN



Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.